

A
0
0
0
0
3
6
4
4
6
3



UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

KRIEGS-
BRIEFE
DEUTSCHER
UND
ÖSTER-
REICHISCHER
JUDEN

ornia
al
y

EX LIBRIS



RAV FRIEDER

Édes Milyenkém,
olvassd ezen leveleket,
bennük találod
testvéred s' testvéreim
habanis sorsát is!

Csikóclak sokan
hüfjéed jötték

Bajálatka 5075 Tammis
No 10.

at the bottom

of the ...

... ..

... ..

... ..

... ..

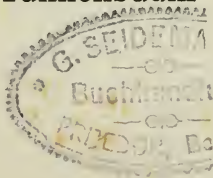
... ..

... ..

KRIEGSBRIEFE DEUTSCHER UND ÖSTERREICHISCHER JUDEN

Herausgegeben von

Dr. Eugen Tannenbaum



NEUER VERLAG, BERLIN
1915

VORWORT.

Der Brief aus dem Feld ist Bringer ungezählter Schicksale geworden. Mag er auch um Wochen und Monate zurückdatiert sein, so trägt er doch den Stempel des Erlebten, ist irgendwie Ausdruck des großen Geschehens, Geschichte in anschaulichster Form. Selbst wenn die Menschen, die sie geschrieben haben, uns unbekannt sind, — der Reiz ihrer Schilderungen ist darum nicht geringer. Im Gegenteil. Je enger der Kreis ist, an den sich der Schreiber wendet, um so mehr ergreift das Schicksal, das in Worte gepreßt ist, gerade als Ausdruck des Persönlichsten.

Aus allen Briefen, die die vorliegende Sammlung vereint, spricht der Geist des althebräischen Gebetes, in dem der fromme Jude Gott preist, daß er ihn diese Zeit habe erleben lassen. Es sind Zeugnisse von Helden, die in einem heiligen Kampf stehen.

Maßgebend für die Aufnahme war das ausgesprochene Verhältnis des Schreibers zum Judentum, gleichviel welcher Richtung er angehört. So wurden die ungelungenen Zeilen des Kleinstadtjuden ebensowenig verschmäht wie die Aufzeichnungen des Intellektuellen. Der Vertreter des liberalen Judentums kam genau so zu Wort wie der Anhänger der überlieferten Lehre. Und neben Äuße-

rungen des Zionisten stehen die des deutschen Staatsbürgers jüdischen Glaubens.

Die hier wiedergegebenen Briefe sind zum großen Teil bisher noch nicht veröffentlicht und wurden, soweit es militärische und private Rücksichten zuließen, möglichst ungekürzt zum Abdruck gebracht. Die übrigen sind mit gütiger Erlaubnis der Verleger folgenden Blättern entnommen: Allgemeine Zeitung des Judentums, Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, Gemeindeblatt der jüdischen Gemeinde Berlin, Im Deutschen Reich, Israelit, Israelitisches Familienblatt, Hamburg, Jüdische Rundschau. Es ist unmöglich, allen Spendern von Originalbriefen hier noch einmal namentlich zu danken. Besonders zu Dank verpflichtet bin ich dem Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der Chewras limud tauroh, Köln, der Jüdischen Turnerschaft, Berlin.

Den im Text wiederkehrenden hebräischen Ausdrücken wurde die in Deutschland allgemein übliche Aussprache des Hebräischen zugrunde gelegt, die hebräisch geschriebenen Worte sind jedesmal in eckiger Klammer transkribiert. Eine Erläuterung dieser sowie anderer Ausdrücke aus dem jüdischen Leben findet der Leser in einem alphabetischen Verzeichnis am Schluß des Buches.

Berlin, im April 1915.

Dr. Eugen Tannenbaum.

ABSCHIED.

Ein Viehhändler aus einer kleinen Stadt Bayerns, Vater von sieben Kindern, der am 3. August ins Feld gerückt ist, hinterließ nachstehenden Brief.

Meine Lieben!

Wenn dieses hier meine letzten Zeilen sein sollen, so lebt wohl, fürchtet Gott und haltet seine Thora! Meine Kinder empfehle ich dem Allmächtigen, er möge sie zu Großen in Israel heranziehen, ich will Rache nehmen für die vielen Morde und Martern, die an Juden von unseren Feinden begangen wurden. Es haben sich bei uns achtzehn Juden freiwillig ins Heer einstellen lassen, dabei will auch ich nicht zurückbleiben und meine jüdische Pflicht erfüllen! Und wolle es dann sein, daß wir nicht mehr lebend zurückkommen, so finden wir doch ein ewiges Leben bei dem, der über unser Wohl und Wehe beschließt. Wir nehmen Abschied mit Tränen, aber mit Liebe ziehen wir für unsere Frauen und Kinder, um unsere Pflicht

zu tun; wie könnte ich auch nachher noch aufrecht unter meinen Mitmenschen herumlaufen, oder vor Gott beten, wenn ich zurückstehen wollte!

Ich habe mich mit mir und meinen Angehörigen beraten, und auf die Stimme meiner Mutter, die auch unserem lieben Emil das gleiche geraten hat, bin ich gegangen.

Wenn ich aber lebend meine Lieben wiedersehen darf, so komme ich ohne Sünden, ohne Makel zurück; ich bin die fünf Bücher Moses durchgegangen, ich habe mich in die Geschichte von Abraham, Mosche, Jehoschua, Debora, den Richtern und den Makkabäern zwei Nächte lang vertieft, und ich kam zu dem Schluß, daß wir unter allen Umständen unser Vaterland, unsere Familie, unseren Glauben schützen müssen.

DIE DOPPELTE PFLICHT.

Liebster Vater!

Ich befinde mich derzeit in Jaroslau, das heißt in einem Nest, vier Stunden von Jaroslau entfernt. In unserer Brigade sind die Deutschmeister und 84er, also lauter Wiener. In einigen Tagen werden wir gegen den Feind marschieren. Ich weiß, Du bist ein Mann, und ich kann Dir das ruhig schreiben, damit Du Gewißheit hast. Mein

Geschick liegt jetzt in Gottes Hand. Schau auf die liebe Mutter und tröste und beruhige sie. Ich persönlich habe keine Furcht, und unsere Leute brennen darauf, die Feuertaufe zu empfangen. Ich habe als jüdischer Offizier die doppelte Pflicht, mich mutig und ausdauernd zu erweisen. Ich denke Tag und Nacht an Euch und werde nicht aufhören, an Dich zu denken.

Gott möge mit mir und Euch allen sein, und Du, mein lieber Vater, sei geküßt von Deinem Dich bis zum letzten Atemzug liebenden Sohn

Poldi.

SOLDATENBEWIRTUNG IN GALIZIEN.

Kolomea, am 29. August.

Teure Eltern!

Obwohl ich Euch heute schon geschrieben habe, so tue ich das noch einmal, um Euch interessante, echt jüdische Taten zu erzählen. Heute habe ich vormittag Urlaub gehabt und war in der Stadt. Schon beim Näherkommen zum Ringplatz fiel mir das trotz der Kriegszeiten ungewöhnliche Treiben auf. Endlich erblickte ich in der Rudolfstraße, das ist die Straße, in der die Lokalbahn fährt, eine riesige Menschenmenge. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß die Nachricht angelangt war, Militär werde durch Kolomea

marſchieren. Und zwar werde es ſeinen Weg durch die Rudolffſtraße nehmen. Da hättet Ihr nun ſehen ſollen, wie die jüdiſchen Familien, die ja hier das Gros der Bevölkerung bilden, auf langen Tiſchen alles Eß- und Trinkbare auf die Straße geſchafft hatten, um die durchziehenden Soldaten zu bewirten. Überall ſtanden Frauen und Kinder, in Sonntagſkleidern, und ſchnitten Kuchen und Brotsstücke. Inzwiſchen ſchafften die Männer Fäſſer und Krüge voll Waſſer heraus. Es war ein ſeltener Anblick, vor einem Haus eine Gruppe älterer Juden, ebenfalls im Seidenkaftan, mit aufgeſchürzten Hemdärmeln um ein Faß ſtehen zu ſehen. Die einen hackten Eis in kleine Stücke und warfen ſie ins Faß voll Waſſer, die anderen ſchnitten Zitronen in dünne Scheiben und zerkleinerten einige Hüte Zucker. Ein alter, ehrwürdiger Jude mit weißem Bart rührte inzwiſchen mit einem langen Löffel die erfriſchende Limonade. Man merkte es den Leuten, lauter beſſere Geſchäftsleute, an, daß ſie am liebſten ihr ganzes Hab und Gut hingegeben hätten, um die erwarteten müden Soldaten zu laben. Aus einer Gaſſe kam eine alte Jüdin mit einer Schüffel voll gebratener Äpfel. Auch ſie wollte etwas beitragen. An einem Tiſch ging es beſonders hoch zu. Junge jüdiſche Mädchen ſtanden da in ihrer feinen Promenadentoilette und machten kleine Pakete, in denen je ein Kuchen, zwei Brotschnitte

(lauter riesige Kriegsportionen) mit Butter bestrichen, zwei saure Gurken, einige Stück Bäckerei und zehn Zigaretten sich befanden. Ich sah einen Haufen von etwa 500 Paketen, und noch immer wurde gepackt und neues Material gebracht. Die Sodawasserfabrikanten, durchweg Juden, hatten auch das Ihrige getan und große Sodawasserstationen errichtet.

Plötzlich erblickte man von einer anderen Richtung, vom Bahnhof her, eine lange Proviantwagenkolonne, die von Trainsoldaten eskortiert wurde. Sofort lief alles auf die Ankommenden zu, und dem voranreitenden Offizier wurde die Wahl schwer unter den verschiedenen Getränken, wie Milch, Wein, Sodawasser, Limonade usw., die ihm von allen Seiten gereicht wurden. Aber auch den Soldaten und mitfahrenden Bauern ging es nicht besser. Ein wahrer Sturmhaapel von Obst, Semmeln, Backwerken und Zigaretten ging auf sie nieder. Von allen Seiten streckten Hände labende Getränke hin, ja sogar für die Pferde schleppte man Heubündel her. Inzwischen hatte man erfahren, daß auch mit der Bahn Militär angekommen war. Hilfsbereite Leute eilten sofort dorthin, um Erfrischungen und Labemittel zu bringen. Das währte bis spät in den Nachmittag hinein. Man dachte gar nicht mehr ans Mittagmahl. Auch Onkel Schmaje hatte eine Labestation errichtet. Er verfügte über eine be-

sondere Spezialität; aus den nächsten Gassen hatten ihm alle Frauen ihre für Sabbathnachmittag bestimmten Sauermilchtöpfchen abgeliefert und erwarteten nun die Soldaten. Leider konnte ich den Empfang selbst mir nicht mehr ansehen, weil ich zurück ins Spital mußte.

Heute sind hier aus Kolomea 1800 ruthenische Pfadfinder abgegangen; vorige Woche polnische und jüdische. In den Gassen ziehen lauter Freiwillige herum und singen:

Hurra chlopcy, hurra ha!

Od Warszawy, do Petersburga!

Za moskalami marsz, marsz!

(Hurra, Jungen, hurra, los!

Auf Warschau, dann nach Petersburg!

Auf die Russen los, marsch, marsch!)

DIE FEUERTAUFEN.

Die bekannte Schriftstellerin Frau Henriette Fürth, Frankfurt a. M., stellt uns folgenden Brief ihres Neffen Walter C. aus Köln vom westlichen Kriegsschauplatz zur Verfügung.

d. 30. 8. 14.

Meine Lieben!

Euer süßes Paket erhielt ich vor vier Tagen und Deine Karte, liebe Tante, heute.

Also der Siegmund ist verwundet und G. s. D. leicht. Gestern und vorgestern hatte ich 48 Stunden Feuertaufe, wir stürmten und schossen alles zusammen, was uns in den Weg kam. Nur Bajonnetarbeit, da muß ich mich noch stählen zu, denn es fiel mir schwer, aber er oder ich, also er. Brrr. Später Freiwillige vor! Ins Dorf, ob franzosenrein. Mein Leutnant und sechs Mann, drei Juden als Freiwillige. Meinem Leutnant, einem feinen Kerl, gehe ich nicht von der Seite, also mit. Im Dorf schien alles fort. Mitten auf dem Marktplatz auf einmal eine Salve. Wir werfen uns auf die Erde, zwei fallen tot hin, wir andern ins Haus. Ich schoß drei aus dem Fenster runter, zwei im Hof, und drei warfen die Waffen fort. Bei mir „Nitschewo“. Halt, Hände hoch! und schrump, Wehrmann C. brachte die ersten Gefangenen zum Regiment. Oberst gab mir die Hand. Dann fiel ich um und schlief 14 Stunden in einer Tour, auf offener Landstraße. Bin ganz gesund, und nun en avant à Paris. Willst Du etwas aus der Rue de la Paix? Also bald erscheint unsere Verlustliste. Ich bin nicht dabei. Pas encore. Ich depeeschiere nach Hause.

Gruß

Euer Walter.

EIN FAHNENSCHWUR.

Brief des Einj.-Freiwilligen
Werner H. im Rgt. Nr. 104.

Kriegslazarett Waulsart (Belgien).

Heute, nach sechs Tagen, finde ich erst den Mut, Euch von dem furchtbaren Geschehnis zu berichten, das uns alle betroffen hat. Unser lieber, guter Walter ist fürs Vaterland gefallen. Ich glaube, diese Nachricht habt Ihr bereits erhalten, denn ich schrieb es vor drei Tagen an Onkel Siegfried, und durch die Kompagnie seid Ihr wohl auch benachrichtigt worden. Da bleibt nur der eine Trost, er ist auf dem Schlachtfeld geblieben und hat getreu bis zur letzten Sekunde seinen Soldatenberuf ausgefüllt. Wir ahnten ja beide, daß wir die Heimat nicht wiedersehen würden. Bei ihm hat es sich bewahrheitet!

Laßt Euch nun vom Hergang des Gefechts erzählen. Am Sonntag, den 23. August, gegen Abend wird unserm Bataillon die Aufgabe zuteil, das Dorf nördlich vom Dorf Lenne zu stürmen. Schon tagsüber tobte allerorten der Kampf um Dinant. Am Vormittag waren wir über die Maas gesetzt worden und lagen bis zum Einbruch der Dunkelheit in Reserve. Gegen acht Uhr abends erhalten wir Befehl zum Vorrücken. Unter furchtbarem Artilleriefewer geht meine Kompagnie

gegen das Dorf vor, das ſchon vollſtändig in Flammen ſteht (denn unfere Artillerie hat gut vorgearbeitet), und das ſich blutigrot vom Horizont abhebt. Als wir hinter einem Gebüſch für einige Minuten Deckung ſuchen, knien Walter und ich zufällig neben der Fahne. Da haben wir beide denſelben Gedanken. Wir faſſen das Fahnentuch mit der einen und drücken uns die andere Hand und ſchwören ſo im ſtillen noch einmal der Fahne und uns ſelbſt die Treue. Schon geht's weiter vor. Sprungweis arbeiten wir uns heran. Um uns pfeifen die Flintenkugeln, und in der Luft ſauſen und platzen die Schrapnells. Wir bleiben Seite an Seite, ſtets einer den andern ermutigend, ſtets einer auf den andern bedacht, daß wir uns im Trubel des Sturms nicht verlieren. Mit uns ſtürmen die 181er, 139er, 106er, 107er vor. Wir kommen dem Feind immer näher, doch dürfen wir ſelbſt nicht ſchießen, denn es ſind eigene Truppen vor uns, und in der Dunkelheit iſt Freund und Feind ſchwer zu unterſcheiden. Wie wir ungefähr ans Dorf herangekommen ſind, da hat der Feind ſich ſchon zurückgezogen und beginnt einen Vorstoß von der Flanke. Nun kommt das Kommando: Links ſchwenkt, marſch! Wir lagen gerade in voller Deckung und ſollten nun in heftigſten Kugelregen hinein. Da überlegte es ſich wohl erſt mancher. Als wir aber unfere Offiziere ſahen,

da sprangen wir beide auf und rannten vor. Fünf Minuten stürmten wir so mit aufgepflanztem Seitengewehr vorwärts; da höre ich Walter mich noch einmal rufen, und während ich antworte, trifft ein Geschöß meinen rechten Unterarm. Es war nur ein Streifschuß, aber indem ich das denke, trifft ein zweites Geschöß den linken Oberschenkel und reißt mich zu Boden.

Am nächsten Nachmittag schickt mir die Kompagnie Brieffasche und Tagebuch vom lieben Walter, mit der Nachricht, daß der gute Bruder soeben beerdigt worden sei. Er hatte mich nach der Schlacht suchen wollen, dabei erreichte ihn das tödliche Blei! Nun hat der Tod mir meinen besten Kameraden genommen und uns allen den geliebten Bruder. Wir waren beide gern in den Kampf gezogen und hatten mit allem gerechnet, aber das Schicksal hat uns getrennt. Tröstet Euch, Ihr Lieben, wir gehören dem Vaterland. Mich traf der Schuß am Oberschenkel, so daß ich einen schweren Bruch davontrug, aber ich befinde mich auf dem Weg zur Heilung. Ich kann jetzt nicht mehr schreiben, bald hört Ihr mehr. Lebt wohl, Ihr lieben Geschwister, und tröstet die liebe Mutter.

REKRUTENLEBEN.

Einen leider urlaublosen Sonntag benutze ich ausgiebig, um meinen Korrespondenzverpflichtungen endlich einmal nachzukommen, nachdem uns Musketieren in den wenigen freien Minuten während der Wochentage der Kopf nicht danach steht, lange Briefe zu schreiben.

Wenn ich kurz auf die allererste Zeit meines Kasernenhofdaseins zurückgreife, muß ich zunächst die Annehmlichkeiten betonen, in unserer kleinen Garnison außer unter den Rekruten auch im Kreis der Vorgesetzten eine beträchtliche Anzahl von Glaubensgenossen gefunden zu haben, was mir das Eingewöhnen in die neuen Verhältnisse etwas erleichterte. Allerdings fehlte auch die Schattenseite nicht, die erstmals in die Erscheinung trat, als einige von uns Neueingetretenen (militärisch: „Hämmeln“) sich mit der Bitte an die in Betracht kommende Stelle wandten, sich rituell verköstigen zu dürfen. Da wurde uns entgegengehalten, daß die vielen anderen jüdischen Soldaten ohne Sonderwünsche sich die Kasernenkost gut schmecken lassen. Und stellt man diese lieben Kampf- und Glaubensgenossen darüber zur Rede, dann hört man immer dieselbe Begründung: „Im Feld werden wir auch essen müssen, was wir kriegen, und da ist es im Interesse der Kampffähigkeit

geraten, sich heute schon ans Trefo-Essen zu gewöhnen.“ Doch genug hiervon.

Es ist einem meiner Kameraden gelungen, unter den hiesigen jüdischen Familien, die der Nationalität nach zu unseren Verbündeten gehören, eine in bezug auf Kaschrus durchaus verlässliche ausfindig zu machen, und es muß gesagt werden, daß die dem jüdisch-deutschen Geschmack durchaus angepaßte Kochkunst der Hausfrau und deren mütterliche Besorgnis für unser Wohlergehen neben der elterlichen und geschwisterlichen Fürsorge für unser leibliches Wohl viel zur Hebung und Erhaltung der Lust und Fähigkeit zum Militärdienst beitragen.

Doch nun einiges aus dem eigentlichen Dienstleben. Morgens in aller Frühe heraus (und das lernen selbst die sehr bald, die sonst sich vielleicht jeden Raufch Chaudesch mal morgens zum Schulengehen entschlossen haben). Geht's dann hinaus in den jungen Morgen, dann lassen die durch schwarzen Kaffee genästen Soldatenkehlen frohe Weisen erschallen, die so manche Neuigkeit enthalten, wie:

„ . . . Und sterbe ich noch heute,
So bin ich morgen tot.“

Da es genügt, sich diese Wahrheiten einmal zu Gemüt gezogen zu haben, benutze ich meist die Zeit dieser Morgenspaziergänge zum Oren, während das Tefillin-Legen bei passender Gelegenheit nachgeholt werden muß.

Das erste Gebot beim Exerzieren im Glied lautet: Nichts reden! Bei Übertretung dieses Paragraphen legt sich die Mannschaft x-mal (je nach der Ansicht des betreffenden Vorgesetzten) in den dicksten Morast oder (was besonders wirksam ist) in Pfützen oder Wassergräben; ein Rezept, das den Herren Rabbinern wärmstens empfohlen werden kann.

Nun noch ein kurzes Wort über die Wandlungen, die der Soldat durchmacht. Zunächst, wenn man den Bürorock mit dem bunten Rock vertauscht, heißt es bekanntlich: „Meine Herren, Sie sind keine Herren, Sie sind jetzt Soldaten!“ und das „Zivilistenpack“ ist geächtet.

Aber das verdirbt dem deutschen Soldaten die Laune nicht; und waren die Anstrengungen im Dienst auch noch so groß, so geht's gegen Abend doch mit munterem Gesang zur Kaserne zurück. Von den Straßenpassanten und von den Fenstern herab Zurufen und Winken; an so manchem Fenster aber auch vergrämierte Gesichter, die erkennen lassen, daß dort der Krieg sein Opfer gefordert hat. Das läßt mich dann immer mit Schmerz zurückdenken an so manchen lieben jungen Freund, der frohgemut noch vor einer kurzen Zeitspanne Abschied genommen und der von feindlicher Kugel getroffen, in die Welt des dauernden Friedens hinübergegangen ist. Und solches Gedenken gibt dann neuen Mut, hinter diesen

wackeren Kameraden nicht zurückzustehen, und stärkt das Vertrauen zu dem Lenker der Schlachten, der das Kampfgeschick nicht von der überwältigenden Heeresmacht abhängig sein läßt.

Geht's dann in einigen Wochen vielleicht hinaus aus unserer kleinen Garnison ins Feld, so freue ich mich heute schon auf die Konserven der „Freien Vereinigung“, die mir zu שבת [Schabbos] Kuchel oder Apfelschalet — ganz wie zu Hause — bescheren werden.

Hoffentlich habe ich zuvor nochmals Gelegenheit, Sie und Ihre lieben Kleinen zu sprechen. Inzwischen seien Sie sowie alle lieben Freunde — insbesondere die Aguda-Jugend — freundschaftlich begrüßt

von Ihrem

Baal Milchomo N.

DER POPE ALS VERRÄTER.

Aus dem Brief eines Feldwebels.

T., 2. 9. 14.

Meine Lieben!

Damit Ihr auch ein Lebenszeichen von mir erhaltet, kann ich Euch die freudige Nachricht mitteilen, daß ich vorgestern gesund von Rußland

zurückkehrte. Ich war drei Wochen in Rußland, und nachdem wir täglich kleine Gefechte hatten, wurden wir bei Wl. auf der Strecke A.—W. durch einen Popen verraten, und zwar am 27. August. Der Kerl ließ plötzlich die Kirchenglocken läuten, und es dauerte auch nicht lange, da kamen Kosaken, Infanterie und Maschinengewehre auf uns zu. Wir waren nur eine kleine Truppe von 120 Mann, da wir Patrouille waren, und standen nun einer kolossalen Übermacht gegenüber. Wir dachten, daß keiner von uns zurückkehren werde, oder daß wir in Gefangenschaft gerieten. Geführt wurden wir von einem Feldwebelleutnant, und ich war der Zweitälteste. Wir eröffneten ein mörderisches Feuer, und die Kosaken fielen wie die Fliegen vom Pferde. Nachdem nur noch ein paar Mann von den Kosaken übrig blieben, hat der Rest die Flucht ergriffen. Von zwei Kugeln der Infanterie getroffen, ist der Feldwebelleutnant gefallen, und ich habe das Kommando übernommen. Trotzdem wir alle nur Landwehrmänner waren, haben meine Kerls geschossen, daß es eine Freude war. Da ich keinen Angriff mit meinen paar Mann machen konnte, so haben wir die ganze Munition verschossen, und ich konnte wenigstens zu meiner Freude sehen, wie der Feind fluchtartig den Kampfplatz verließ. Eine Verfolgung unterließ ich ebenfalls, da wir zu schwach waren. Nach dem Gefecht mußte ich

leider die Wahrnehmung machen, daß mir außer dem Feldwebelleutnant noch 27 Leute gefallen waren. Wir haben uns die Zeit genommen, die armen Menschen gemeinsam zu begraben und ein Stück Holz als Denkmal mit Kreideinschrift zu setzen. Meine Kompagnie hatte uns schon für verloren erklärt, und als ich abends um elf Uhr wieder anlangte, wurde ich mit Hurra in A. empfangen. Es wurde sofort Protokoll aufgenommen.

Die Russen hatten mindestens 100 Tote zurückgelassen. Bis auf eine Kugel hatte ich meine Munition ebenfalls verschossen, aber sobald ich gesehen hätte, daß ich in Gefangenschaft gerate, hätte ich mich sofort erschossen. Sollte ich gesund den Feldzug beenden, so bleibt diese Kugel zum ewigen Andenken in meinem Besitz. Ich habe sie mir tadellos aufbewahrt. Den Popen habe ich gefangengenommen. Erschießen wollte ich ihn nicht, da die Kugel zu schade war. Heute wurde er hier erschossen. Leider wurden wir vorgestern abgelöst, doch tat es mir sehr leid, da ich zu gern dort geblieben wäre. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Polen und Juden. Ich mußte auch in polnischer und hebräischer Schrift Aufrufe ankleben lassen, daß sie nunmehr deutsche Untertanen sind. Hoffentlich bleiben wir nicht zu lange hier. Trotzdem ich große Strapazen und Entbehrungen hatte, fühle ich mich frisch und gesund. Wenn ich auch hin

und wieder etwas Heimweh verspüre, tröste ich mich immer mit meinen Kameraden, denen es ebenso geht.

EIN ENTSCHLOSSENER ZUGFÜHRER.

3. September 1914.

Es ist nicht möglich, zu schildern, was ein Mensch im Krieg durchmachen muß und auch durchmachen kann. Nach Einquartierung in A. ging es ein paar Tage später per Extrazug nach K. Hier wurde ausgeladen und einquartiert. Nächsten Tag ging es zu Fuß an und über den Rhein ins Elsaß und von jetzt ab die nächsten acht Tage nur mehr auf der Straße oder in Scheunen kampiert, ohne mit dem Feind in Berührung zu kommen. Nun ging es immer mehr der französischen Grenze zu; wir hatten zuletzt Alarmquartier in St., einer deutschen, jedoch echt französischen Stadt. Samstag mittag wurde noch abgekocht, während ich die Befehle im Bataillon zu erwarten hatte. Auf einmal heißt es: Sämtliche Kompagnien brechen sofort auf! Ich eilte zu der meinen zurück, welche sich bereits im Abmarsch befand. Das Essen für heute, wie schon oft, versäumt, zum Teil im Stich gelassen. Nun ging es in die Vogesen, bergauf, bergab, wo sich die Franzosen verschanzt hatten. Es war nicht möglich, die Franzosen in

diesen Stellungen, welche die Natur geschaffen hat, und die von den Franzosen ausgearbeitet wurden, anzugreifen. Dies würde der Vernichtung ganzer Regimenter gleichkommen. Wie wir nun so dahinmarschieren, erhalten wir plötzlich Granatfeuer in heftigster Weise. Während wir Deckung suchten, soweit dies möglich war, ertönte plötzlich Gewehrfeuer, wir sind unerwartet angegriffen worden und kommt die ... Kompagnie in die erste Gefechtslinie. Wir müssen nun ohne jede Deckung bei diesem Kugelregen zirka 500 Meter vorspringen und kriechen, bis wir endlich so weit waren, um auch schießen zu können. Aber welche Stellung hatte unser Zug! Während der Gegner gedeckt in seiner Schanze lag, konnten wir keinen Schutz finden und waren seinen Schüssen preisgegeben. Was das heißt, kann ich Euch nicht beschreiben — drei volle Stunden dem stärksten Feuer ausgesetzt, von der einen Seite todsichere Granaten, von der anderen Maschinengewehr- und Infanteriefeuer, wir ohne jede Artillerie, ohne jede Deckung. Man hörte nur ein Singen und Pfeifen um die Ohren von den Kugeln, jede Sekunde gewärtig: nun trifft sie dich, nun kommst du daran — ist noch ein Entrinnen möglich? Fast ausgeschlossen, wir alle fühlten es und brachten es zum Ausdruck, daß wir bei dieser Stellung unmöglich entrinnen konnten und nahmen im Geist schon Abschied von der Welt. Viel Zeit

hatten wir nicht dazu. Ein Schrei — und noch einer — der rechte und linke Mann von mir waren getroffen, der eine in die obere Brustseite, der andere in den Bauch. Das Stöhnen und Schreien um Hilfe war fürchterlich. Der eine Flügelmann schrie unaufhörlich eine Stunde lang, und doch war es ausgeschlossen, ihm Hilfe zu bringen bei dem kolossalen Kugelregen. Trotzdem versuchten ein Kamerad und ich, den Verwundeten zu bergen, wir hätten jedoch dies bald mit dem Tod bezahlt. Später konnte der Verwundete selbst noch etwas zurückkriechen, dann starb er. Ich war vom ersten bis zum letzten Augenblick sehr kalt geblieben, ohne jede Aufregung. Selbst im ärgsten Kugelregen konnte ich mit meinem Nachbar noch der Unterhaltung pflegen und die geringen Aussichten auf Rettung besprechen.

Ein Vorteil war uns gegeben: die Franzosen schossen zu hoch. Plötzlich eine Granate zwei Meter vor mir in den Boden; also, dachte ich, jetzt geht's dahin — Rettung ausgeschlossen — doch sie explodierte nicht. Diesmal für eine Minute gerettet. Wieder Salvenfeuer vom Gegner. Die Kugeln streifen fast die Ohren, den Kopf, die Arme, ich höre nur mehr ihr Pfeifen — bis jetzt bin ich verschont. Wieder eine Granate. Die Splitter zerrissen zwei, einer sofort tot, einer verwundet. Zwei Stunden sind vorbei, noch immer dieselbe Heftigkeit. Da kommt die Meldung: „Der

Gegner geht vor!“ — wir sind verloren; ein Leutnant verwundet, vier Unteroffiziere tot oder verwundet. Da der Zug ohne Führung war, übernehme ich das Kommando. Endlich nach dreistündigem Kampf war es uns möglich geworden, den Gegner zum Rückzug zu zwingen — wir waren für dieses Mal gerettet, was keiner mehr bei unserer fürchterlichen Stellung für möglich gehalten hätte. Es wurde dunkel, der Nebel kam, der Regen floß in Strömen: so standen wir auf dem Gefechtsfeld. Wenn jetzt der Gegner nochmals käme, dann Gnade uns. Wir verschanzten uns nun aus Selbsterhaltungstrieb. Endlich nach einer weiteren Stunde heißt es: Die . . . Kompagnie wird wegen zu starker Verluste aus dem Gefecht zurückgezogen. Und nun begann ein Marsch die ganze Nacht hindurch bis zum nächsten Tag um 12 Uhr mittags. Durch mein Auftreten habe ich gezeigt, daß es auch Juden gibt, die sich nicht fürchten.

BEGEGNUNG.

Brief des Unteroffiziers d.
Ref. Eugen Seelig, Mannheim.

10. Sept. 14.

Mein lieber Doktor!

Ich will Dir ein Erlebnis berichten: Ich sehe zwei junge Soldaten, unverkennbar jüdischer

Typus, die mich betrachten, wie ich sie betrachte. Ich schreite auf sie zu; Sporengeklirr, Hackenzusammenschlagen; es sind zwei Artilleristen, Kriegsfreiwillige aus der Fuldaer Gegend; die beiden einzigen Söhne eines jüdischen Landwirts. Sie sind soeben ganz frisch von der Garnison an die Front gekommen und überschütten mich alten Feldzugsoldaten mit einer Flut teilweise sehr naiver Fragen, die ich nach bestem Wissen zu beantworten suche. Es sind prächtige junge Menschen; gut jüdisch.

Wir sind in wenigen Minuten bekannt, und ich erzähle und rate ihnen, was ich den jungen Leuten, vielleicht kurz vor einer Schlacht, alles mitteilen und anraten kann.

Dann muß ich weiter; Abschied, Hackenzusammenschlagen und Sporengeklirr, und mit einem kräftigen „Schalom“ und „Hedad“ schultere ich mein Gewehr und bin um die nächste Straßenecke verschwunden.

Ich glaube, ich habe psychisch und körperlich auf die beiden ganz jungen Leute recht gut eingewirkt.

Hedad!

Dein Eugen Seelig.

„FREIWILLIGE VOR!“

Brief des Walter C., Köln
(vgl. Brief S. 6).

F., 11. September 1914.

Liebe Eltern!

Nachdem wir den feindlichen Vorstoß in drei blutigen Gefechten zurückgeworfen hatten, rückten wir in Gewaltmärschen, die Tag und Nacht durchgeführt wurden, auf die Maas zu, deren Ufer von den Franzosen sehr stark befestigt waren. Hier standen Kerntruppen der Franzosen unter General Pau, außerdem waren Schiffsgeschütze schwersten Kalibers dort in Stellung gebracht. Drei Tage brüllten auf beiden Seiten die Geschütze, doch konnte unsere Artillerie keinen durchschlagenden Erfolg erzielen, da die Franzosen eingegraben waren. Sie hatten die Stellung seit Monaten vorbereitet. Da ließ unser Generalkommando das ... Armeekorps zwei Tage marschieren, bis es an einen Punkt kam, wo die Maas einen scharfen Bogen macht, fast in die feindliche Flanke. Bei Nacht und Nebel bauten unsere Pioniere in anderthalb Stunden eine Pontonbrücke. Die Franzosen hatten nichts gemerkt. Bei Tagesgrauen rückten wir talaufwärts. Plötzlich bekamen wir von allen Höhen fürchterliches Artilleriefeuer. Wir konnten in dem engen Kessel

nicht auseinander. Meiner Kompagnie gelang es, in ein Seitental zu kommen, wo wir etwas geschützt waren, andere folgten. Von hier stürmten wir immer im fürchterlichsten Feuer und ohne selbst schießen zu können mit den Bajonetten die steile Höhe. So schafften wir unserer Artillerie Luft, die alsbald den Kampf aufnahm. Gegen fünf Uhr nachmittags gingen wir gegen ein Dorf vor, das stark befestigt war; wir nahmen es, doch fielen dabei viele, darunter auch R.. Am Dorfe sprengte ein Adjutant heran und wollte mir einen Befehl geben; da zerriß eine Granate seinen Gaul, der auf mich stürzte. Fast eine Stunde lag ich unter dem Tier, bis man mich bewußtlos, doch ohne äußere oder innere Verletzung herauszog. Die Lunge war leicht gequetscht, die rechte Hüfte verrenkt.

Als ich mich etwas erholt hatte, ging ich wieder ins Gefecht. Abends wurde festgestellt, daß wir ein Viertel der Kompagnie verloren hatten. Ich glaubte an diesem Tag, Fürchterlicheres könnte es gar nicht geben. Es kam noch schlimmer. Wir verfolgten den Feind, der gewaltige Unterstützung erhalten hatte. Nun begann das gewaltige Ringen, das sieben Tage dauerte. 40 000 Franzosen, 30 000 Deutsche. Der schlimmste Tag war der 7. d. M., an dem ich das Eiserne Kreuz erhielt. Wir lagen schon den ganzen Tag in gräßlichem Granatfeuer, ganz hilflos, da unsere

Artillerie die feindliche nicht finden konnte. Abends um sieben Uhr erhielt mein Hauptmann den Befehl, eine Patrouille auf eine Bergspitze, die von Geschossen buchstäblich übersät war, zu senden, da man von dort die feindliche Stellung übersehen konnte. „Acht Freiwillige vor!“ Ich sprang vor und sonst keiner. Der Hauptmann drückte mir die Hand. Ich kroch auf allen Vieren vor. Glücklicherweise kam ich oben an, wurde hier aber entdeckt und unter ein Feuer genommen, das jeder Beschreibung spottet. Ein Granatsplitter, etwa in Faustgröße, zertrümmerte meinen Helm, eine Schrapnellkugel meinen Tornister, eine andere meine linke Patronentasche. Unterdessen hatte ich die feindliche Stellung mit Bärenruhe durch mein Glas beobachtet und in die Karte eingesetzt. Ich krieche zurück zu unserer Artillerie, die sofort ihr Feuer dorthin richtet. Nach genau sieben Minuten schweigt die französische. Ich wieder auf die Höhe, alle französischen Geschütze sind umgestürzt. Die Mannschaft ist tot. Da kommt ein französisches Bataillon, um ihre Geschütze zu retten. Auf ein verabredetes Zeichen (weiße Leuchtkugeln, die ich hochschieße) gibt unsere Artillerie eine Salve ab. Über die Hälfte des Bataillons liegt tot oder verwundet, die andere flieht Hals über Kopf, und an dem Tag sieht man keinen Franzosen mehr. Am andern Morgen fand man dort 300 Tote und Verletzte. 82 waren durch

Granaten zerrissen. Ich erhielt das Eiserne Kreuz.

Die nächsten Tage waren für uns noch hart, doch heute ist unser glänzender Sieg entschieden. Entsetzliches und Erhabenes gab es in Fülle; die ganze Menschen- und Volksseele lag offen. Alles in allem muß ich sagen: wir haben herrliches Menschenmaterial. Doch auch volle Achtung vor den Franzosen, die uns diesmal gegenüberstanden. 1600 Gefangene hat unser Regiment allein gemacht. Das spricht Bände! Von vier Majoren sind drei verletzt und ebenso äußerst viele Chargen. Obwohl ich etwa fünfzehnmal getroffen bin, habe ich nur zwei leichte Verletzungen. Möge unser Blut ein herrliches Reich schaffen, das für immer den Frieden garantieren kann.

Es küßt Euch

Euer Walter.

GERETTETE MUNITIONSWAGEN.

Brief des Unteroffiziers
der Artillerie Leo Leßmann,
Hamburg.

16. September 1914.

Meine lieben Alten!

In fliegender Hast und Eile ein paar Zeilen.
Seit dem 6. d. M. befinden wir uns in einer

mörderischen Schlacht, in der wir uns nunmehr jenseits der Aisne auf einer Höhe verschanzt haben, die wir lebendig unseren Feinden nicht überlassen werden. Erlaßt es mir, Euch von diesem Ringen heute Einzelheiten zu schreiben; es ist zu furchtbar. Meinem Batteriechef, der sich mir gegenüber einmal äußerte, daß er sich wundere, daß ich als Jude ein so guter Soldat wäre, habe ich endlich auch den Beweis persönlichen Mutes geben können. Also hört: Am 8. d. M. mußten wir eine Stellung aufgeben und wegen Pferdemangels unsere sechs Munitionswagen auf dem Kampffeld lassen. Am nächsten Tage wurde die Batterie zusammengerufen, und auf das Kommando „Freiwillige vor“ trat ich sofort als einziger Unteroffizier vor und erbot mich, die sechs Wagen wieder aus dem feindlichen Gelände zu holen. Von den Segenswünschen meiner Batterie begleitet, machte ich mich dann mit zehn erprobten Leuten und zwei Bespannungen bei anbrechender Dämmerung auf den Weg, verständigte mich mit unserem Infanterievorposten und pirschte mich dann an die Wagen zuerst einmal allein, auf dem Bauch kriechend, heran, um mich von ihrer Transportfähigkeit zu überzeugen. Dann holte ich meine Leute mit den Protzen und holte erst einmal vier Wagen, brachte die in Sicherheit und holte alsdann die übrigen zwei, sowie viele lose Munition, Geschützzubehör und unsere Toten.

Zweimal riefen mich feindliche Patrouillen an, drei Schuß wurden auf uns abgegeben. Vor dem äußersten Schützengraben empfing mich unser Regimentskommandeur, gab mir die Hand und sagte: „Das haben Sie sehr brav gemacht, Kamerad, ich danke Ihnen.“ — Na, das Märchen von der „jüdischen Feigheit“ habe ich wenigstens für unser Regiment wohl gründlich zerstört. Und wenn mir kein anderer Lohn wird, so ist mir dies Bewußtsein überreichlich genug.

Schickt mir bitte recht oft kleine Pakete mit Schokolade, sauren Bonbons, Scheibendauerwurf und anderen Nahrungsmitteln. Ihr könnt Euch ja gar nicht vorstellen, wie sehr wir solche Sachen brauchen. Stellt Euch vor: seit zwölf Tagen haben wir trotz der stürmischen, regnerischen Nächte kein Zelt mehr über uns und kein Bund Stroh mehr unter uns gesehen, sondern stets in den Pfützen und Morästen der Stoppelfelder biwakiert. Mir geht's, das könnt Ihr mir glauben, trotz allem und allem noch immer ausgezeichnet! Ich bin guten Mutes und sehe getrost in die Zukunft!

Es küßt Euch

Euer Leo.

VERLEIHUNG DES EISERNEN KREUZES AM NEUJAHRSTAG.

Brief des Gefreiten Fritz
Herz, Wiesbaden.

Vor Reims, 20. 9. 1914.

Meine Lieben alle!

Gestern erst schrieb ich Euch, das soll mich aber nicht abhalten, Euch heute etwas Erfreuliches mitzuteilen. Ich erhielt soeben 10³/₄ Uhr vormittags mit noch vier anderen des Bataillons das Eiserner Kreuz. Heute, am Neujahrsfest. Jetzt sollt Ihr aber auch wissen weshalb:

Am 21. August hatten wir bei Bertrix in Belgien eine große Schlacht in einem sechs Kilometer großen Wald. Es war fürchterlich. Sofort fielen verschiedene Offiziere. Gegen 5 Uhr nachmittags, nach ungeheuren Verlusten, gewährte ich mitten im Wald eine feindliche Batterie, die heftig feuerte. Da keine Offiziere oder Unteroffiziere zur Stelle waren, sammelte ich ungefähr 40—50 Mann von verschiedenen Regimentern um mich und teilte sie zu einem Zuge zu fünf Gruppen ein, den ich führte. Es gelang mir tatsächlich, die feindliche Batterie mit diesen paar Mann zu stürmen. Außerdem machte ich noch 67 Gefangene. Es waren dies die ersten eroberten feindlichen Geschütze der Kompagnie bzw. des Regiments.

Diese Tat hatte ich deshalb nicht berichtet, weil ich mich nicht mit ihr brüsten wollte. So aber, nachdem ich dafür das Eiserne Kreuz erhalten habe, sollt Ihr auch wissen warum. Meine Freude ist groß, besonders da ich es gerade an unserem Neujahrsfest erhalten habe.

Einliegend sende ich Euch das Eiserne Kreuz, damit — nein, ich habe es anders überlegt, ich trage es. Der liebe Gott wird seine schützende Hand über mich halten, auf daß ich wieder zu Euch, meine Lieben, zurückkomme. Dann will ich es aber auch anhaben. Unser Regimentskommandeur, ein Oberstleutnant (da der Oberst verwundet ist) hielt eine Ansprache, die sehr kernig war: es würde in der Geschichte des Regiments mein Name noch bestehen, wenn wir alle schon nicht mehr wären usw. usw.

So, jetzt habe ich Euch damit wohl etwas Freudiges mitgeteilt und bleibe mit vielen Grüßen

Euer Fritz.

LIEBESGABEN.

Den 21. September.

Meine lieben, lieben Eltern!

Wie meine Gedanken am gestrigen Abend bei Euch waren, um Euch meine aufrichtigen Glück- und Segenswünsche für das neue Jahr zu bringen,

so waren wohl die Euren bei mir. Ich weiß nicht, wie es mir gegangen wäre, wenn nicht der rettende Engel in Gestalt des Feldpredigers Herrn Dr. Emil L., Charlottenburg — den ich ja von Herrn M. her kenne — gekommen wäre und uns im kleinen Kreis — zwei Unteroffiziere und ein Mann von uns, zwei Unteroffiziere vom Divisionsbrückentrain — einen, wenn auch nicht religiösen, so doch familiären Rauschhaschtonoh-Abend verschafft hätte. So ging es aber recht gut. Wir haben uns gemütlich eineinhalb Stunden unterhalten, haben natürlich am meisten vom Krieg gesprochen. Herr Dr. L., der erst am vorhergehenden Sonntag Berlin verlassen hat, hat uns berichtet, wie es zu Hause steht. Wir haben uns gefreut, daß zu Hause alles in Ordnung ist, daß Deutschlands finanzielle und wirtschaftliche Rüstung sich ebenso glänzend bewährt wie seine militärische. Und wir sind weggegangen, froh und munter, und haben wohl auch etwas Gottgefälliges getan; denn sonst wäre uns nicht so leicht ums Herz gewesen. Ich will noch sagen, daß uns Herr Dr. L. Liebesgaben in Form einer Kiste Zigarren und Schokolade verehrte; ich konnte für jeden ein Glas guten alten Rotwein aus meiner Feldflasche spenden, von dem ich gestern ein ganzes Faß für meinen Zug in einer Weinhandlung requiriert hatte. Überhaupt möchte ich das ausdrücklich schreiben, Überfluß haben wir an Geld — ganz

nutzlos — Wein, auch Sekt . . . Für alle Eure Sendungen danke ich Euch recht, recht sehr. Besonders gefreut habe ich mich über die Sendungen von Z. und A. Ich bitte Euch recht sehr, nicht auf den Kostenpunkt zu achten, da ich hier zweifellos verhältnismäßig viel Geld übrig habe. Besitztstand . . . und monatliche Löhnung . . ., die ich mich weiter vergeblich bemühen werde, auszugeben. Eine Überhäufung mit Liebesgaben ist gänzlich ausgeschlossen, das Teilen mit den Kameraden ist selbstverständlich. Du, liebe Mutter, hast uns allen eine riesengroße Freude mit Deinem Kriegsbericht gemacht. Zu bewundern und zu verehren sind unsere hohen und höchsten Führer, die von ungeheurer Aufopferung erfüllt sind und so viel gute Worte noch für jeden übrig haben, daß sie selbst den Schwerverwundeten ihr Los erleichtern. Es ist eine Lust zu kämpfen, wäre zuviel gesagt, aber auch der letzte Mann spürt die Größe der Sache, um die es geht; und wenn ein kaiserlicher Prinz selbst die Trommel zum Sturm rührt, wie bei . . ., dann wird auch Übermenschliches geleistet. Gute Feiertage, leichtes Fasten! Möge Gott Eure Gebete am heiligsten Festtag erhören!

E. B.

STAMMESGENOSSEN.

G., 23. September 1914.

Meine Lieben!

Infolge der Feiertage, die Ihr hoffentlich angenehm verlebt habt, komme ich erst heute dazu, Euch wieder zu schreiben. Ich bin in der Zwischenzeit wieder einmal ausgewandert, und zwar 40 km südlich nach G. Der Ort ist natürlich wie alle Orte, wo wir hinkommen, vollkommen durch Landsturm und andere durchziehende Truppen geschützt. Das Glück wollte es, daß ich gerade am Erew Rauschhaschonoh zum ersten Mal an einen großen Truppenort komme, in dem sich natürlich auch Juden befinden müssen. Aber ich sollte es sogar noch bequemer haben; abends um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr kam ich mit unserer Bagage und einem Teil unseres Personals im Dunkeln an, und meine schon vorher eingetroffenen Kollegen suchten vergeblich nach einem anständigen Quartier, alles sollte schon belegt sein. Schon das erste Haus, das ich betrat, schien mir das passendste zu sein. Es war eines der wenigen, die noch bewohnt waren und von den anderen ganz übersehen worden sind. Drei Landsturmlaute hatten bereits ein Zimmer belegt, und für mich und zwei meiner Kollegen blieb noch je ein nettes Zimmer. Nach kurzer Begrüßung des Landsturms stellte es sich

heraus, daß zwei Juden sind. Ihr könnt Euch denken, wie groß meine Freude war, so schnell Stammesgenossen zu finden, die noch dazu religiös waren. Es wurde nun gleich Bekanntschaft geschlossen, die beiden sind einfache, sehr ordentliche Kaufleute aus Schlüchtern. Selbstverständlich mußte nun an die Bildung eines Minjan geschritten werden, was der vorgerückten Stunde wegen erst am nächsten Tage geschehen konnte. Also wurde am ersten Rauchhaschonohtag mittags um zwei Uhr unter Teilnahme von zwölf Juden (Landsturm, Mannschaft, ein Feldwebel, zwei Bez.-Insp., zwei Jäger, zwei Dragoner usw.) zum ersten Mal Minchah gebetet, in meinem Quartier, und die Aufgabe des Chasan fiel mir zu. Ein Mann war dabei, der nicht einmal mehr richtig lesen konnte und 6 km zu Fuß zu diesem Zweck hergekommen war. Zwei Awelim konnten Kadisch sagen, und das Schönste war, daß einer von den zwölf sich bereits das Eiserne Kreuz verdient hatte für hervorragende Leistungen . . . Im übrigen ist der Betreffende Gefreiter und schon zweimal dekoriert gewesen. Das Eiserne Kreuz erster Klasse ist bereits beantragt. Gestern morgen und nachmittag wurde natürlich wieder gebetet, soweit es nach den vorhandenen Sidurim (Machsorim fehlten leider) möglich war. Gestern nachmittag haben wir im Anschluß an das Beten einen Kaffee an weiß gedeckten Tischen gegeben, im

Wohnzimmer meiner Wirtin. So gut wie es geht, feiert man also auch hier.

Sehr gefreut habe ich mich, Soldaten zu sprechen, die soeben aus dem Osten hierher gekommen sind. Auf diese Weise erlangte ich auch Gewißheit über das, was bei Euch los ist und beruhigte mich bei der Nachricht, daß das ganze Gebiet bis nach Rußland hinein vom Landsturm besetzt ist. Die französischen Kleinstädte sind ganz anders als die deutschen; entweder sieht man Unsauberkeit, Unordnung und Armseligkeit oder Luxus und Pomp. Unser Kasino ist in einem wunderbaren Schloß am Ende der Ortschaft untergebracht. Wenn man den Park betritt, so glaubt man sich in eine ganz andere Welt versetzt, so groß ist der Unterschied zwischen dem Kot auf den Straßen und der Sauberkeit des Parkes. Sogar ein Teich mit einem Kahn fehlt nicht, und von dem Schloß genießt man einen wunderbaren Blick auf die umliegenden abwechslungsreichen Berge und Täler und den Flußlauf der Aire.

Hoffentlich wird es mir auch möglich sein, den Jaum Kippur einigermaßen würdig zu begehen. Fasten werde ich selbstverständlich. Ich wünsche, daß Euch allen das Fasten gut bekommen möge, und verbleibe mit den innigsten Jaum-Kippur-Wünschen an Euch alle und die lieben Verwandten

Euer Euch treuer Fritz.

JÜDISCHES FAMILIENLEBEN IN FEINDESLAND.

Schloß Bathelmont, 24. 9. 1914.

Meine lieben Eltern!

Die gesandten Zigarren erhielt ich gestern mit dem Brief vom lieben Vater. Wir haben hier an der Grenze starke Feldstellungen bezogen, um die Entscheidung und die Armee von Norden abzuwarten. Inzwischen habe ich recht langweiligen Dienst, der jedoch durch das gestern eingetretene Wetter verschönt wird. Rauschhaschonoah war ich am ersten Abend in Chateau Salins zum Essen bei F. L. mit J., den ich mitnahm. Die Leute meinten es mit uns recht gut, gaben uns ein Bett und waren recht nett. Wir waren wieder am jüdischen Tisch, machten Kiddusch, sangen Schir Hamalaus, konnten Mesummon beneschen und waren im Geist zu Haus. Am Mittag des ersten Tages waren wir mit dem Kameraden von G. und noch einem Jehudi bei A. L., einer überaus bekoweten Familie, die noch jüdisches Familienleben kennt. Gott hatte es an diesem Tag ganz besonders gut mit uns gemeint, ich habe gebenscht und sah im Geist Euch alle meine Lieben um mich sitzen. Und den tiefen Sinn der Tefilloh verstand ich so recht. Es kam mir zu Bewußtsein, daß, wo auch Jehudim sich treffen

und zusammen beten, sie gleich eine Familie bilden, auch wenn der eine die Sprache des anderen nicht versteht. Wenn sie zusammen oren, so geben sie einander Antwort und verstehen einander, eine Familie sind sie auf einmal geworden. Am zweiten Tag war ich in Marfal, ungefähr 3 km von hier. Wir hörten nämlich, daß dort ein einziger Jehudi mit seiner Frau wohnt, der die Schul mit zwei Seforim und Schofar der früheren Gemeinde als treuer Hüter eines verlassenen Postens bewacht. Da sagten wir uns, wir könnten dem B. — so heißt der 80 Jahre alte, noch rüstige Mann — eine große Freude machen und um 8 Uhr morgens hatten wir Minjan von lauter Soldaten in der kleinen Schul beisammen, da ein ganzes Regiment dort liegt. J. hat mit so viel „Lew“ geort und nachher Schofar geblasen. Mussaf betete ein gewisser G. vor. Nach der Synagoge hatte die Frau B. Kaffee gekocht und Butter und Brot zurechtgemacht. Wir konnten dann mit Minjan beschen, und die guten alten Leute weinten, hörten sie doch seit langen Jahren wieder das erste Mal beschen! Wir waren alle so glücklich. J. hatte sich vorgenommen, Jaumtauw koscher zu leben, koscher Fleisch gab es nicht, da verabredeten wir, jeder soll geben was er hat, um auch koscher zu leben. Ich gab die zuletzt gesandte Wurst, J. auch, G. gab Rauchfleisch, die übrigen Schokolade. Ich kochte, lekowet Jaum=

tauw, meine Spezialität, die ich im Feldzug lernte: Kartoffeln und Äpfel. Es schmeckte ausgezeichnet, und wir hatten ein Diner wie selten eines, dann Wasserschokolade und dazu Simchoh, Menuchoh, Erzählungen von zu Hause. Der alte B. brachte uns noch alten Rotwein, von welchem er 20 Flaschen gut versteckt hatte. Ich wiederhole, so schön hatte ich mir den Jaumtauw im Krieg nicht vorgestellt. Auch ein Leutnant der Reserve Dr. K. war mit uns zusammen. Die Franzosen sind wenig unternehmungslustig und bleiben in ihren Verschanzungen und treiben die Patrouillen vor. Die Post muß fort; seid herzlich geküßt.

Euer K.

RAUSCHHASCHONOH IN DER SCHLACHT.

L., Zaum Gedaljoh 1914.

Meine Lieben!

Euren Rauschhaschonohbrief habe ich heute erhalten und nutze die kurze Mußestunde aus, Euch einmal ausführlich zu schreiben. Als Ihr am ersten Rauschhaschonohntag das „Unssane taukef“ gebetet, hörte ich mit den tausend anderen Kameraden deutlich genug die Schicksalsfrage: „Wer wird leben und wer wird sterben?“ Wir

waren mitten im heißen Gefecht, und daß ich noch lebe, verdanke ich Ihm und wohl auch den Gebeten, die Ihr für Euren Sohn in dieser Stunde zu Ihm emporgesandt habt. Wir erhielten Auftrag, das Dorf C. zu stürmen, sahen uns aber auf dem Wege an einem hohen Waldberg einer starken Franzosenbesatzung gegenüber, die uns mit einem mörderischen Feuer begrüßte. Es blieb uns nichts anderes übrig als Deckung zu suchen, und wir blieben von morgens $\frac{1}{2}$ 11 bis mittags 6 Uhr in atemloser Stille auf dem Boden liegen. Das war ein langes Kaurimfallen. Und feierlich war es, wie wohl kaum in einem Gebethaus der Welt! Da lag jeder still und gottergeben und harrete seines Schicksals, das in Blei und Eisen zu uns herüberdröhnte; so mancher stand nicht mehr auf. Um 6 Uhr — Ihr dürft um diese Zeit am Main das Taschlich verrichtet haben — ging es dann zum Sturm den Berg hinan, der im dichtesten Kugelregen gegen $\frac{1}{2}$ 8 Uhr genommen war. Unsere Verluste waren, da wir mit der Tapferkeit große Vorsicht verbanden und durch die Dunkelheit geschützt waren, G. f. D. nicht sehr groß. Die feierliche Stille, die bei einer solchen unfreiwilligen Waldrausch in Erwartung des Todes herrscht, könnt Ihr Euch nicht vorstellen. Das Dorf selbst wurde um Mitternacht von einem anderen Truppenteil genommen, wobei die Franzosen kopflos die Flucht ergriffen.

Ihr dürft, meine Lieben, darum nicht so sehr beunruhigt sein. Es geht nicht alle Tage so heiß und stürmisch her. Es gibt auch schöne Tage, an denen man, wie heute, Ruhe und Muße findet, sich mit seinen Lieben daheim schriftlich auszusprechen. Wenn man einmal in acht oder vierzehn Tagen ins Gefecht kommt, so ist das nicht schlimm, dafür ist man ja im Krieg, und man hat doch das erhebende Bewußtsein, dem Vaterland in seinem Kampf für die gerechte Sache gedient zu haben. Ich habe das feste Vertrauen, daß mich Gott beschützen und heil durch alle Gefahren bringen wird. Sollte es aber im Rat Gottes anders beschieden sein, dann: Mit Gott für König und Vaterland!

Am zweiten Rauschhaschonohtag hatten wir auf dem Waldberg kleinere Geplänkel, die uns im Vergleich zu den richtigen Gefechten von gestern fast lächerlich erschienen. Heute aber wurden wir durch andere Truppen abgelöst, und es sieht so aus, als liebten die Herren Franzosen, uns heute ein bißchen Ruhe zu gönnen.

Die Packetchen von Herrn I. habe ich erhalten und mich mit deren Inhalt sehr gefreut. Schickt mir wieder etwas Tabak und noch zwei Tafeln von der Koscherschokolade. Es sind Dinge, die im Feld nicht hoch genug einzuschätzen sind.

Es grüßt Euch herzlich

Euer M.

IN EINER JÜDISCHEN STADT.

Aus einem Brief des Einj.
Unteroffiziers im Telegr.-Ba-
taillon I, Kurt Levy.

Olkusz, 25. 9. 1914.

— — Raufchhaschonoh war ich in Bendzin, einer ausgesprochenen Judenstadt. Wir Juden (vier Unteroffiziere) ließen uns abends beurlauben und gingen in den Tempel. Sehr interessant, mein einziger Eindruck! Sonst war ich erstaunt, wie sehr mir noch alle Gebräuche geläufig sind. Nachdem die Synagoge aus war, wurden wir von Unzähligen aufgefordert, mit zum Abendessen zu kommen. C. und ich wollten unbedingt zusammen bleiben und hatten uns auch bald mit Kennerblick für den Richtigen entschieden. Wir wurden glänzend bewirtet, zum ersten Mal nach langer Zeit vernünftiges Essen, ganz polnisch zubereitet, doch gut und schmackhaft. Wir waren ganz rituell, besuchten und orten, daß es eine Freude war! C. kann nicht hebräisch lesen und hatte keinen Dunst! Ich habe die ganze Situation wieder einmal gerettet. Es waren sehr reiche Leute mit einem Haus voll Kindern, unzählbar, in jeder Ecke ein paar. Zum nächsten Tag sollten wir zum Mittagessen kommen, hatten jedoch keine Zeit. Dafür gingen wir abends wieder hin und haben wieder ebensogut gegessen wie tags zu=

vor (fünf bis sechs Gänge); die Leute leben sehr gut hier! . . . In Bendzin wohnen 15000 Familien Juden, 3000 Familien Polen. Da die Juden alle deutsch sprechen, auch zum größten Teil sauberer sind als die Polen, haben sie es sehr gut. Da das Geschäftsleben ganz in ihren Händen liegt, machen sie glänzende Geschäfte. Hier bekommt man noch alle Lebensmittel zu kaufen. Sonst wäre es mir hier höchst unappetitlich, jetzt fühle ich mich in ein Schlaraffenland versetzt. Man denke, es gibt frische Backware, sogar Kuchen! Ich habe in dem Café, in dem ich ihn aß, allerdings einen Jungen beobachtet (fünf bis sechs Jahre), der sich Läufe fing und sie kaltlächelnd tötete. Die Zustände sind ja bekannt; trotzdem ist man erstaunt, und es scheint einem unglaublich, wenn man sie mit eigenen Augen wahrnimmt. Man hat erst den handgreiflichen Beweis dafür, was es heißt, in der Kultur um einige Jahrhunderte zurück zu sein. Deutschland, Deutschland über alles! Man bekommt einen Begriff, in welcher Knechtschaft die Juden hier leben, obwohl Handel und Geld in ihren Händen ist. Auch hier ist fast alles jüdisch. Wir haben mit kolossalen Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Straßen sich in einem unglaublichen Zustand befinden. Tiefe Löcher, schweinemäßig. Wir trafen hier die ersten Österreicher auf russischem Boden.

Außer Deinem Paket von Sonntag habe ich

sehr lange keinen Brief von Dir gehabt. Hast Du meine Briefe von der Fahrt bekommen? Hoffentlich geht es Dir gut.

Leb wohl!

Dein K.

AUS SERBIEN.

Brief des Leutnants d. Res. Alfred Kraus. „Er starb den Heldentod in einem Gefechte in Bosnien am 20. Oktober. Mir ward die traurige Pflicht, ihn in sein Grab zu betten, das Antlitz gegen Erez Israel. So ist wenigstens sein letzter Wunsch erfüllt worden.“ (Aus einem Bericht des im nachstehenden Brief erwähnten Weißkopf).

Serbien, 25. 9. 14.

Lieber Robert!

Vorgestern nachts bekam ich Deinen Brief, lag schon mit meinem Diener im triefenden Zelt, „denn der Regen, er regnet jeglichen Tag, hoppheisa, bei Regen und Wind“ (unser Motto hier), habe trotz Verbotes unter der Decke Kerze angezündet; Beweis genug, wie sehr mich Dein Brief erfreut hat! Weißt Du, ich sehe auch daran, daß dieser Krieg, unfaßbar noch in Dimensionen und Weiterwirkung, das eine Große, Schöne uns, der

Jugend aller Nationen, uns Juden in erster Linie gebracht hat, daß wir wieder den Sinn von *acti-vitas* erfassen und, was lebendiges Erleben ist. Glaub mir, trotz aller Mühsal und Widerwärtigkeiten habe ich oft gerufen: es ist eine Lust, zu leben! *Cum grano salis* natürlich, denn wenn man geschlagene acht Tage in einem Urwald liegt, Tag und Nacht Regen, Nebel, Sturm, Alarme, Angriffe usw. hat, und dazu eine sehr wenig poetische Krankheit, dann ist's fast anders. Und wirklich: seit vier Tagen kam kein Wasser auf meine Hände als Regenwasser — wie fern sind die Tage, wo ich *Eau de Cologne* kannte, — seit vierzehn Tagen kein Kamm als der fünfzählige in mein Haupthaar, seit sechs bis acht Tagen kein Bett gesehen und wie oft auch kein Zelt; wie Heu oder Stroh aussieht, wissen wir nur noch vom Hörensagen, und der Dreck; kniehoch kann man waten in dieser verdamnten Etappenlinie, die unser Bataillon jetzt scharf mitbewacht. Ich war leider noch bei keiner ernstlichen Affäre, da ich seit dem Einmarsch in Serbien verdamnt war, als Kommandant der Trainbedeckung zu walten, verantwortungs- und mühevoll, aber ohne Aussicht auf *Maria-Theresia-Orden*. Gewehr- und Schrapnellkugeln habe ich schon genug neben und über mir singen hören, aber das hat mich von allem Anfang an kalt gelassen. Hoffe noch immer, mich in der männermordenden Feldschlacht mit

Ruhm bedecken zu können (Rum — apropos — wäre auch nicht schlecht!). Habe auf unseren Wanderungen — waren zuerst Korpsreserve — viel an Land und Leuten gesehen, mich gut gehalten, trotz zahlreichen Anfällen: man weiß nicht, was ärger ist, die wahnsinnige Hitze oder der verfluchte Dauerregen, beides scheinbar gleich landesüblich. Also, mein Junge, sei getrost, Dein Kasernenleben wäre für uns ideal. Dir und Hans Kohn und einigen Bundesbrüdern wird das Soldatenleben zum Heile werden: eine neue Barchobanerrasse sehe ich heraufflammen! Prächtig, daß 45 Bundesbrüder eingerückt sind! Die zwei Ingenieure hoffe ich persönlich befreien zu können. Was macht Hugo Bergmann, Dr. Koref, mein Vetter Kraus, Benisch e tutti quanti? Daß ich nicht gegen Rußland kämpfen kann!

Organisiert Auskunftsstelle für Bundesbrüder; sich in Verbindung setzen mit den betreffenden Stellen im Kriegsministerium; rege an eine Kriegserinnerungstiftung für Studium in Erez Israel; zeichne 100 Kronen! Bitte lege für mich aus 7 Kronen für einen Ölbaum auf den Namen Wolffsohn sel. Eine rechte Tragik an diesem Mann: kämpfend erst im Schatten eines Titanen, dann sterbend im Schatten eines Weltkrieges, und war doch ein treuer Diener am Licht.

26. 9. 9 Uhr abends. Es regnet unentwegt weiter. Meine letzte Wäsche fault schon,

wie ich bald, wenn es so weitergeht. Gestern abend kam Deine Karte vom 16. und beiliegend Zahlungsauftrag auf eine Krone. Die Herren Bürokraten reiten halt den Amtschimmel gar vortrefflich! Bitte lege die eine Krone auch aus, ebenso sieben Kronen, ein Ölbaum: Leutnant d. Ref. Alfred Kraus grüßt alle seine Bundesbrüder herzlich vom Felde a. N. Barkochba, derselbe grüßt innigst seine Mutter, Franziska Lutzer, Hamburg (auf deren Namen), alle drei im Barkochbahain; bitte dringend um einige Nummern der „Welt“, „Selbstwehr“ und um Nachricht über unseren Makkabi-Mädchenklub. Hoffentlich betätigen sie sich im rechten Geiste, d. h. zeitgemäß, das kann uns nützen für die Neugestaltung. Ist das Vereinsleben allgemein aufrechterhalten? In Sarajewo war der jüdische Nationalverein — herrliches Heim! — In Foca habe ich mit Robert Weißkopf (von der Hatikwah, Budweis) fest Büchsen gefüttert; lauter Zionisten dort!

Könnte man nicht eine Bezalel-Ausstellung zugunsten der Kriegsfürsorge machen? (via Konstantinopel, Rumänien). Was macht unsere Leitung? Verflucht schwer hat sie's jetzt. Schaut, daß Ihr fertig werdet mit der Rekrutenausbildung, 1813 war man früher fertig! Die zionistischen Mädchen sollen Krankenpflege lernen! (ich sage es immer!) Die Zionisten Österreichs mit den Logen zusammen ein Reservehospital errichten! Ist's wahr, was man

von der Verbrüderung in Prag hört, ach wäre es doch wahr und spontan, ewig leuchtend müßte es sein! (Drei Schularbeiten schlüge ich heraus) . . . Gestern nachts nur eine Kopfdusche bekommen in meiner Laubhütte, dafür zum ersten Mal beim Alarm. Zündhölzchen, Zigaretten und ein Schluck Rum sind gekommen. Wir leben also besser als der Herrgott in Frankreich, der jetzt ziemlich kümmerlich leben muß. Hoffentlich kloppen wir bald alle unsere Feinde, hübsch einen nach dem andern. Der Geist, Ihr Herren Tripleententeriche, der soll Euch um die Ohren schlagen.

Grüße alle Verwandten und Bekannten — klingt fast wie eine Farce — herzlichst alle Bundesbrüder, Turnbrüder und Turnschwwestern, besonders aber Deine verehrte liebe Mutter, Deinen wackeren Vater, Liesel und Trude, die wohl brav Scharpie zupfen, noch extra. Stehe und gehe Habt Acht und im Defiliertempo durchs Leben, mein lieber Junge und Kriegskamerad! Auf frohes Wiedersehen, hier oder dort.

„DO IS ER, DER JID . . .“

. . ., 26. September 1914.

Am Vorabend des Neujahrsfestes rückte das Detachement, welches zur Besetzung des kleinen polnischen Städtchens . . . bestimmt war, ein. Die

Einwohner bestehen zu zwei Dritteln aus Juden, von denen viele geflohen waren, in der Furcht, daß wir Deutschen die entsetzlichen Greuel, die von den Kosakenhorden in den nahen ostpreußischen Grenzorten begangen waren, vergelten würden. Das Städtchen war glücklich vor einer Beschießung und nahen Gefechten verschont geblieben und sah bei unserem Einzug so friedlich aus, als ob es gar keine Kanonen gäbe. Die Landwehrschwadron, der ich angehöre, hatte harte Tage hinter sich. Die Schlacht bei Tannenberg und die in ihrem Gefolge nötigen Geplänkel mit abgesprengten Kosakenabteilungen, später die Gefechte bei Lyck hatten uns alle Strapazen des Krieges auferlegt, und obwohl es in Strömen vom Himmel heruntergoß, waren wir herzlich froh, Tage der Ruhe für Mann und Roß vor uns zu haben.

Persönlich war ich in trüber Stimmung. Raufschaschonoh fern von Haus und Hof in Feindesland! Vor mir lag der Marktplatz; schwer und schnell brach die Dunkelheit herein, und immer tiefer und größer wurden die typisch polnischen Schlammfüßen der Straße durch den erbarmungslos herabströmenden Regen.

Ich war durstig und bat in einem Haus um ein Glas Wasser. Eine jüdische Witwe gab mir das Verlangte; wir kamen ins Gespräch, und als sie hörte, daß ich auch Jude sei, führte sie mich ins Zimmer, wo der jüdische Feiertagstisch mit

den beiden Kerzen, mit Äpfeln und Brot gedeckt war. „Sie müssen hier mit uns essen,“ und da nützte kein Sträuben. Ich sprach das Kidduschgebet, teilte mit der guten Frau und ihren beiden Kindern das wohlschmeckende Abendessen, und wenn auch die Unterhaltung, halb jiddisch, halb deutsch, einige Schwierigkeiten bereitete, so wandelte sich meine Rührung bald in Behaglichkeit. Die Nachbarn kamen dazu, und gern gab ich auf alle nur möglichen Fragen Antwort. Alle sind des Lobes voll über die deutschen Soldaten; es sind mit wenigen Ausnahmen Hamburger Landwehrleute.

An beiden Feiertagen besuchte ich den Gottesdienst, der uns Westjuden eigenartig erscheint. Aber noch nie hat mich der Gottesdienst so ergriffen, wie das Flehen der Männer und Frauen an diesem schweren Raufschafschonoh zum lieben Gott. Stecken doch die jungen Ehemänner, die Söhne, Schwiegeröhne und Enkel zahlreich in russischer Uniform. In Rußland funktioniert keine Feldpost, niemand weiß, wo die Lieben sich aufhalten. Auch mir sind beim Unssane taukefgebet die hellen Tränen über die Wangen gelaufen, und ich glaube mich ihrer nicht schämen zu brauchen. Nachdem man mich beim „Dawnen“ gesehen hat, bin ich hier in . . . ein verhätscheltes Kind. „Alle Juden sind Brüder.“ Die arme Marktfrau, die mit Äpfeln handelt, ruft: „Do is er, der

Jid, Gott laß ihn gesund,“ und täglich muß ich Einladungen zum Tee, zum Mittag- und Abendessen Folge leisten.

Es sind schwer bedrückte, aber herzensgute Menschen, unsere polnischen Glaubensbrüder, und mit mir wird wohl mancher Jude von seinem Vorurteil gegen die Gesinnung der polnischen Juden geheilt worden sein. Der Schnorrer, der nach Deutschland kommt, gilt als Prototyp des polnischen Juden, und das ist ein schweres Unrecht.

M. v. d. W.

GESETZESTREUE IM FELDE.

Monthoise, 28. Sept.

בין כסה לעשור תרע"ה.

[Zwischen Raufschafschonoh und Jaum Kippur.]

Sehr geehrter Herr S.!

Es kommt im allgemeinen im Kriege nicht oft vor, daß man ein paar Stündchen Zeit und einen solch großen Briefbogen zur Hand hat. Da sich mir nun heute beides bietet, will ich mein bereits gestern geplantes Vorhaben ausführen und Ihnen kurz berichten, wie ich die ר"ה-[Raufschafschonoh-]Tage hier im Felde verlebt und wie ich sie mir so feierlich wie möglich eingerichtet habe. Wenn man Glück hat und sich öfter mal

etwas Zeit wegzustehlen vermag, so kann man auch im Felde wenigstens einigermaßen als Jehudi leben. Ich habe ב"ה [boruch Haschem] dieses מזל [Masse], etwas Scharfsinn gehört allerdings auch dazu, und so konnte ich es bis jetzt ermöglichen, jeden Tag Tefillin zu legen und meine sämtlichen Gebete, wenn auch zuweilen abgekürzt, zu verrichten. Ich behaupte natürlich nicht, daß dies jeder jüdische Soldat im Felde kann; der Infanterist oder Artillerist, der zuweilen zehn bis vierzehn Tage lang im Schützengraben im oder vor dem Gefecht steht, wie dies jetzt in der großen Entscheidungsschlacht zwischen Paris und Verdun der Fall ist, wird dies wohl kaum ermöglichen können. Aber viele andere jüdische Soldaten, die dem Train, der Bagage, den Munitionskolonnen, Sanitätskolonnen usw. angehören, könnten sich in dieser Beziehung, wenn auch der Dienst oft sehr schwierig und die Strapazen hart sind, auch im Felde ihre Jüdischkeit bewahren.

Das Nachsenden von כשר [koscher] Ware aus der Heimat wäre recht schön, wenn unsere Feldpost besser funktionieren würde. Ich bin jetzt acht Wochen von Frankfurt weg und habe nur dreimal Post erhalten. Die ersten vier Wochen meines Fortseins habe ich überhaupt keinerlei Nachricht von zu Hause bekommen. Das war es auch, was mich um meinen ר"ה [Rauschhaschonoh] hier im Felde seit Wochen beunruhigte. Diese heiligen Tage,

die ich leider in solcher Verfassung und so fern von allen, die mir lieb und wert sind, verbringen mußte, sie wollte ich wenigstens כֹּשֶׁר [koscher] verleben. Keine Synagoge, kein Gottesdienst, kein שׂוֹפָר [Schofar], kein Heim, keine Familie, nicht einen Gefinnungsgenossen, der mir כּוֹהֵ"ט [kesiwo wechaffimo tauwo] wünschte, oder dem ich es wünschen konnte, und dann nicht einmal Post, das waren bittere Tage für mich. Ich hatte mir Machsaurim, Wurst, Butter, Honig, Fleischextrakt, Suppen- und Gemüseswürfel von zu Hause zu ט"ו [Jaumtauw] erbeten, ich bin überzeugt, daß mir alles, um mir den ט"ו [Jaumtauw] zu verschönern, geschickt wurde, ich erhielt es aber nicht und habe es heute am Tag vor עֶרֶב יוֹם [Erew Jaum Kippur] auch noch nicht. Sehen Sie, das sind Dinge, die einem im Felde, wo man ohnedies genug aussteht, wo man sich so nach Berichten von Frau, Kindern, Mutter, Geschwistern, Freunden und Verwandten sehnt, und deren kleine Liebesgaben man so gern empfängt, zur Verzweiflung bringen können. Also kurz und gut, wollte ich רַחֲמָיִם [Rauschhaschonoh] nicht trefe essen, so mußte ich äußerst sparsam sein. Ungefähr zwölf bis vierzehn Tage vor ט"ו [Jaumtauw] hatte ich die letzte Post erhalten. Sie brachte mir außer guten Berichten auch gar manches Genießbare. Davon wurden vorsorglich einmal zwei etwa 1/2 Pfund schwere Stücke geräucherte Wurst, zwei kleine Bouillonwürfel und zwei Tafeln

Schokolade als „eiserner Bestand“ für ר"ה [Rauschhaschonoh] gut im Tornister verpackt. In Remily „requirierten“ meine Kameraden in einer einem reichen Abgeordneten gehörigen Villa so allerhand Genießbares, auch Honig und Eingemachtes. Hiervon tauschte ich mir gegen Tabak und Zigarren, die ich für teures Geld von den mit Autos kommenden Chauffeuren erstand, etwas Honig und Apfelgelee für י"ט [Jaumtauw] ein. Diese Kleinodien schleppte ich fast drei Wochen in meinem Brotbeutel mit herum. Am Donnerstag vor ר"ה [Rauschhaschonoh] kamen wir von Sedault nach Lafontaine en Dormois, woselbst wir bei gräßlichem Wetter drei Tage auf einer sumpfigen Wiese in Biwak lagen. Am ערב ר"ה [Erew Rauschhaschonoh] früh wurden wir um halb vier Uhr nicht durch שופר [Schofar] Ton, aber durch Trompetensignal zu סליחות [Selichaus] geweckt, unsere Munition wurde abgeholt, so daß wir also Aussicht hatten, zu י"ט [Jaumtauw] aus diesem elenden Dreck herauszukommen, und richtig, ich hatte wieder Glück: um sieben Uhr Abmarsch nach Savigny. In S. kamen wir gegen drei Uhr bei strömendem Regen an. Die kleine Stadt war mit Militär überfüllt, und so mußten wir wieder auf freiem Felde kampieren. Als ich meine Pferde ausgespannt und abgeschirrt hatte, sah ich erst mal in meinem לוח [Luach] nach, wann י"ט [Jaumtauw] sei. Es waren, wenn wir hier zum Munitionsempfang

blieben, noch ungefähr drei Stunden Zeit. Nie hatte ich meine Pferde so schnell gefüttert, getränkt und besorgt wie an diesem ערב י"ט [Erew Jaumtauw]. Auf dem Weg zur Tränke sah ich einen Soldaten, der Äpfel und Pflaumen in einem Eimer trug. Nach kurzem Handeln waren wir einig: für fünfzig Pfennig und fünf Zigarren kaufte ich ihm den Eimer voll Obst, den er im benachbarten Felde gesammelt hatte, ab und hatte so mein י"ט [Jaumtauw] Obst. Den größten Teil der Pflaumen kochte ich mir beim Abkochen, allerdings ohne Zucker, — den gibt's hier nicht mehr — zu Pflaumenmus.

Es war mittlerweile halb fünf geworden, ich lief in den Ort, suchte mir einen Bäcker, um mir etwas Weißbrot zu י"ט [Jaumtauw] zu besorgen. „Le boulanger est parti,“ ist die Antwort, doch lasse ich nicht locker. Und wie ich richtig vermutete, hatten deutsche Soldaten die Bäckerei längst okkupiert und backten dort das schönste Weißbrot mit des Bäckers Mehl. Für sechzig Pfennig war auch bald ein Brot erstanden. Wieder eine Sorge weniger. Nun zum Friseur, mein Bart war in den fast sieben Wochen sehr verwildert — wieder „parti“. Diesmal ist nichts zu machen, ich muß mich also auf eine gründliche Reinigungskur und Wäschewechseln beschränken und sah danach, das muß ich gestehen, wahrhaftig auch noch nicht י"ט-[jaumtauw-]mäßig aus. Aber ich war doch ziemlich feierlich gestimmt, als ich gegen halb sieben, trotz des Verbots, den

Biwakplatz zu verlassen, mich seitwärts in die Büsche schlug, um in Ruhe mein **מעריב**-[Maariw-] Gebet zu verrichten. Es gelang mir dies un bemerkt. Ich ließ dann im Geist alle meine Lieben an mir vorüberziehen, wünschte jedem **ט"ו** [kesiwo wechaffimo tauwo] und gut **ט"ו** [Jaumtauw], besuchte in Gedanken meine lieben Kinderchen und kehrte feierlich gestimmt zum Wagenplatz zurück, wo man mich mit der Nachricht empfing, daß ich für die Nacht auf Stallwache kommandiert sei. Ein extra **ט"ו**-[Jaumtauw-]Vergnügen, dachte ich, doch für einige Zigarren und Tabak war ich bald mit einem Kameraden handelseinig, daß ich nur von acht bis elf Uhr Posten stehen mußte. Ich kochte mir schnell Wasser, bereitete mir mit einem Suppenwürfel eine schmackhafte Suppe, machte, da mein Brot noch ganz war, obgleich ich nur eines hatte, **קידוש ומוציא** [Kiddusch umauzi], holte Äpfel und Honig hervor und verzehrte meine Jaumtauwmahlzeit, die aus Bouillon, Wurst, Brot, Pflaumenkompott, Obst und Kaffee bestand, in tatsächlicher, wenn auch mit Heimweh gewürzter **ט"ו**-[Jaumtauw-]Stimmung. Allmählich waren die Kameraden zur Ruhe in die kleinen Feldzelte gekrochen. Ich blieb allein zurück auf Stallwache; das Wetter hatte sich aufgeklärt, der Himmel war sternbesät, und ich hatte in der Einsamkeit nochmals zwei Stunden Zeit, mich in Gedanken mit allen meinen lieben Angehörigen und mit

meinen lieben Freunden zu beschäftigen. Diese Momente, die ich so im Geist in der Heimat und bei meiner Familie verbrachte, waren die feierlichsten des diesmaligen ה"ר [Rauschhaschonoh] für mich.

Am ה"ר [Rauschhaschonoh] früh wartete ich das Wecken nicht ab, um vor dem „Kaffeetrinken“ in Ruhe beten zu können, jeden Augenblick darauf gefaßt, frühzeitig abrechnen zu müssen. Doch wieder war mir Glück beschieden, wir konnten erst mittags neue Munition empfangen, und ich hatte später nach dem Stall- und Reinigungsdienst Zeit und Muße genug, מוסף [Mussaf-] Gebet zu verrichten. Mittags zwei Uhr, ich hatte mir eben mein Mittagmahl hergerichtet und konnte noch mit knapper Not תפלת מנחה [Tefillas Minchah] verrichten, rückten wir ab nach dem 5 km entfernten Vouziers, einem kleinen Städtchen, wo es sogar zwei bis drei jüdische Familien, die aber vor dem Krieg geflohen sind gab. Ich betrat bei einem Rundgang durch die Stadt das mir bezeichnete Haus eines jüdischen Metzgers Scheuer-Cain, das vollständig ausgeplündert war, und fand oben auf all dem Plunder zwei Tefillaus liegen, die ich zum Andenken an mich nahm, die ich, wenn ich ה"ב [boruch Haschem] aus dem Krieg heimkehre, dem Mann zurücksenden werde. In Vouziers standen unsere Pferde zwar in Scheunen, doch wir kochten

im Freien ab, und ich konnte bei eintretender Nacht, beim Schein der Lagerfeuer mein **מעריב** [=Maariw-] Gebet verrichten. Diese Nacht schlief ich auf einem Heuboden über meinen Pferden — auch ein Stück **י"ט** [Jaumtauw], denn im Freien unter den Wagen oder in den kleinen Lagerzelten ist es eben schon sehr feucht und kalt. (Nebenbei sei bemerkt, daß wir in unserer Kolonne schon seit über sieben Wochen nicht mehr in einem Bett geschlafen haben.) Am nächsten Morgen war ich gerade mit dem **שחרית** [Schacharis] fertig, als wir um neun Uhr mit Munition abrückten, konnte aber, während die leeren Wagen beladen wurden, ungestört **מוסף** [Muffaf] beten und später in Sechault, als die Pferdebesorgtwaren, noch bequem **מנחה** [=Minchah-] Gebet verrichten. Zum Essen blieb mir allerdings keine Zeit mehr. Ich hatte mir gerade ein Honigbrot geschmiert und etwas Obst hervorgeholt, als es „Kolonne aufgefessen, marsch“ hieß und wir weiter nach Lafontaine abrückten. Dort kamen wir kurz nach fünf Uhr an. Unsere Kanoniere, die keine Pferde zu besorgen haben, hatten inzwischcn Feuer gemacht und abgekocht, ich setzte mir wieder mein Töpfchen mit Wasser auf, löste mir einen großen Suppenwürfel auf (diesmal vorzügliche Grünerbsen), und verzehrte meine Mahlzeit mit Behagen, allerdings diesmal etwas spät, es war fast sechs Uhr geworden. Dafür gab's aber zum Menü vom ersten Tag Kartoffeln

und nachträglich Tee, welch beides die Kameraden zu ihrer Mahlzeit bereitet hatten. Erwähnt sei noch, daß ich am ersten Tag an einem kleinen Bach in Vouziers nachmittags zu תשליך [Taschlich] war, den מי כמכה [mi komauchoh] fand ich in der bei dem jüdischen Metzger dort mitgenommenen Rödelheimer תפילה [Tefilloh].

Noch eine unangenehme Überraschung wurde unserer Kolonne am zweiten Tag י"ט [Jaumtauw] zuteil. Ein feindlicher Flieger überflog uns während der Mahlzeit zwischen 6 und 7 Uhr und warf zwei Bomben herab, die eine explodierte in einer Nachbarkolonne, die zweite ganz dicht bei unserer Kolonne, etwa 40 m vom Lagerplatz entfernt. Durch den aufgeweichten nassen Boden bohrte die Bombe ein tiefes Loch in die Erde, explodierte wohl mit furchtbarem Krach, doch blieben die Sprengstücke meist im Lehm stecken und verletzten niemanden. Nachdem der erste Schreck vorüber war, sprach ich das שיעשה לי נס [scheesoh li nes]. So feierte ich das ר"ה-[Rauschhaschonoh-]Fest. Ich hatte nur noch den einen Wunsch, daß הש"י [Haschem jisborach] mir am kommenden י"ב [Jaum Kippur] daselbe מזל [Masseh] gebe wie am ר"ה [Rauschhaschonoh] und daß er mir außer der Kraft zum Fasten auch die Zeit gebe, daß ich alle תפילות [Tefilaus] und die וידוי [Vidui] mit Andacht verrichten kann.

BESTATTUNG EINES JÜDISCHEN KAMERADEN IN BOSNIEN.

Erew ר"ה [Rauschhaschonoh] war für uns ein trauriger Tag. Ein braver, frommer Kamerad verschied, und wir bekamen vom Kommando die Erlaubnis, ihn nach jüdischem Ritus zu bestatten. Es war gerade Gagentag; wir kauften für unsere paar Kronen einige Bretter, Linnen, Socken und die übrigen nötigen Sterbegewänder, zimmerten den ungehobelten Brettersarg und machten uns, wir waren unser acht, auf den Weg, um die traurig drückende Last in das zunächst liegende jüdische בית החיים [Bes hadajim] zu bringen. Aus einem tränenfeuchten Brief der Mutter erfahren wir, daß unser armer Kamerad Josef Ben Elieser hieß, wir brachten ihn, vom katholischen Feldgeistlichen und allen Offizieren begleitet, ohne Sang und Klang, ohne Trauerrede, die der Tag nicht zuließ, in die fremde kalte Erde.

Nach der לויה [Lewajoh] wurden wir auf den nahenden י"ט [Jaumtauw] verwiesen. Infanterist Salomon und Korporal Schnabel requirierten ein Gebethaus, und wir hatten am Jaum Kippur bereits 37 jüdische Kameraden, die mit uns zusammen feierten. Reservist Unteroffizier Kupfer war der Vorbeter. Wir vergaßen dabei auch der Armen nicht. Unsere Löhnung schnoderten wir an arme Familien,

die durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen wurden. Ein jüdischer Feldbäcker verfertigte aus Mehl und Rosinen, nachdem er gehörig חלה [Chaloh] abhub, zwei herrliche „Jomtoberches“. Unser Kantineur, Mandel, ein braver Jude, gab uns dazu die gehörige warme Erquickung, und wir konnten in freudiger Stimmung fern von der Heimat Jaum Kippur nachts unser אלוקנו [neworech Elaukenu] zum Himmel steigen lassen.

Unser Herz war von wehmütiger Freude übervoll. Es hatte sich wie ein Schwamm an den bewegenden Ereignissen des Tages sattgetrunken, und Tränen strömten ungewollt und unbewußt in Fülle über die Wangen der jüdischen Kameraden.

METZ IN KRIEGSZEITEN.

Aus einem Brief des Feld-
rabbiners Dr. Baerwald=
München.

Das hätte ich nicht gedacht, daß meine erste Tätigkeit in diesem Feldzug mit der eines Detektivs viel mehr Ähnlichkeit haben würde als mit der eines Feldgeistlichen. Mit welchen Schwierigkeiten es verknüpft ist, den Truppenteil zu finden, den man erreichen soll, das erinnert an die Arbeit eines Sisyphus: denn wenn man nach endlosen

Fragereien den gesuchten Ort endlich festgestellt hat, dann ist, wenn man hinkommt, das Nest ausgeflogen; bei dem Schleier des Geheimnisses, in das die Truppenbewegungen gehüllt werden, fängt die Arbeit von neuem an, und bei dem Schneckentempo, in welchem die Lokal- und besonders die Militärzüge fahren, ist der Zeitverlust ein recht beträchtlicher.

So kam es, daß ich am Vorabend des Rauschhahonohfestes, statt bei unseren braven bayrischen Truppen das Rauschhahonohfest zu begehen, erst in Metz angelangt war. Es war interessant genug, diese Stadt gerade in Kriegszeiten kennen zu lernen; ihr Charakter als Festung und die Nähe der Grenze brachten doch den Krieg um vieles deutlicher zum Bewußtsein, als wir es im übrigen Reich gewohnt sind. Die Einwohner müssen viele Beschränkungen, z. B. im Telephon- und Reiseverkehr, in Kauf nehmen. Darum aber ist es besonders erfreulich zu sehen, wie die Bewohner dieser Stadt, in der die meisten Bekanntmachungen deutsch und französisch erscheinen, nicht nur diese Beschränkungen und die Unbequemlichkeiten zahlreicher Einquartierung gern auf sich nehmen und darüber hinaus den durchziehenden Soldaten mit offenen Händen Liebesgaben spenden. So sollen besonders unsere bayrischen Truppen beim Durchzug mit Eßwaren, Tabak und Wäsche geradezu überschüttet worden

sein. So hat Metz, trotzdem man auf der Straße manches französische Wort hört und viele französische Firmenschilder liest, sich doch als gute deutsche Stadt bewährt. Daß ich auch in den Gemeinden viele ähnliche Beweise des Patriotismus und der Fürsorge für unsere Soldaten sehen konnte, hätte mich doch nicht ganz damit ausöhnen können, daß ich selbst am Fest untätig bleiben mußte; allein auch hierfür wurde mir ein kleiner Ersatz gewährt, ebenso dem Kollegen Chone, Konstanz, den ein ähnliches Mißgeschick wie mich auf der Suche nach seinem badischen Armeekorps in Metz festgehalten hatte.

Ein ungewohntes Bild bot der Festgottesdienst. Wenn jemand über dem Ernst des Festes den Ernst der Zeit hätte vergessen können — die große Zahl der Soldaten hätte ihn an das blutige Ringen draußen erinnert. Mindestens 200 Soldaten aller Waffengattungen waren hier zum Gebet versammelt. Vom jüngsten Rekruten bis zum bärtigen Landwehrmann, teils Neueingekleidete, teils Verwundete, teils solche, denen man die Strapazen langer Märsche und der Schützengräben ansah. Wahrhaft herzerfreuend und erhebend aber war es, wie am Schluß des Gottesdienstes jeder, aber auch jeder Soldat eine Einladung zum Essen erhielt. Einzelne Gemeindemitglieder hatten es sich nicht nehmen lassen, eine größere Anzahl von Soldaten einzuladen, so daß kein Soldat wegging,

dem nicht Gelegenheit geboten war, den Festabend in einem Haus zu verbringen.

Dieser schöne Beweis von Gastfreundschaft wiederholte sich mit gleich herzlicher Selbstverständlichkeit am ersten wie am zweiten Tag; ich hörte es von mehreren Soldaten, wie dankbar sie anerkannten, daß ihnen in dieser schweren Zeit ein Ersatz für das Familienhaus geboten wurde. Die Metzger Gemeinde hat sich hierdurch ein Recht auf die Dankbarkeit auch der Angehörigen ihrer Gäste erworben, denn sie können das Bewußtsein haben, daß ihre Lieben zwar fern der Heimat, doch auch von Fürsorge und Festtagsstimmung umgeben waren.

Einen anderen Beweis der Fürsorge, den die Metzger U. O. B. B.-Loge (Lothringer Loge) auch im Frieden den Soldaten ihrer Garnison angedeihen läßt, konnten wir am zweiten Festtag beobachten. Am Vormittag hatte Kollege Chone auf Einladung des Herrn Oberrabbiners Dr. Netter, unter Zustimmung der Gemeindevertretung, die Kanzel bestiegen und als Feldrabbiner insbesondere an die wieder zahlreich versammelten Kameraden zündende Worte gerichtet. Am Nachmittag führte eine Einladung der Lothringer Loge die Kameraden noch einmal bei Kaffee und Kuchen im Soldatenheim zusammen. Dieses Soldatenheim, vor etwa drei Jahren von der Loge gegründet, bietet jedem Soldaten allsonntäglich einen an=

genehmen Aufenthalt. Neben dem schönen Logensaal gelegen, direkt von der Straße aus zugänglich, enthält es zwei größere Räume, in denen die Soldaten lesen und spielen können, und wo ihnen Erfrischungen gereicht werden. Außerdem steht ihnen ein Schreibzimmer und ein Billard zur Verfügung. Hierhin hatte die Loge die Soldaten am Nachmittag eingeladen, und mehr als 200 konnten hier von ihren Strapazen ausruhen. Da auch ein großer Teil der liebenswürdigen Gastgeber mit ihren Damen erschienen war, entwickelte sich bald eine gemütliche Plauderstunde, in der so mancher junge und ältere Kamerad von den Erlebnissen der letzten Wochen erzählen konnte. Vor dem Auseinandergehen aber vereinte uns noch einmal eine Feier im Logentempel, in der die Herren Vorsitzenden der Loge und des Soldatenheims die Soldaten begrüßten. Ich hatte die Einladung erhalten, bei dieser Gelegenheit eine Ansprache an die Kameraden zu richten, und wenn diese etwas ernster ausfiel, als die Gemütlichkeit der Stunde es erforderte, so lag es daran, daß wir jetzt keinen Gedanken denken oder aussprechen können, der nicht an das Große rührt, dessen Zeugen wir sind.

Am nächsten Morgen ging es weiter, den Truppen nach, nun im Wagen mit den Pferden, die mir die bayrische Heeresverwaltung zur Verfügung gestellt hatte; jeder Winkel des Wagens

angefüllt mit Wäsche, die mir von den freundlichen Metzern für unsere braven Jungens draußen mitgegeben worden war. Dann ging's in Feindesland hinein. An endlosen Munitions- und Furagekolonnen und an manchem Automobil mit Verwundeten vorbei, durch Dörfer, die mit Soldaten gefüllt sind. In der Ferne rollt Kanonendonner, und am Abend fahre ich über die Grenze, wo der französische Grenzpfahl im Graben liegt; dann das erste Nachtquartier in einem französischen Dörfchen, bei freundlichen Leuten.

Wo werde ich am Jaum Kippur sein? Vor 44 Jahren haben unsere Truppen Jaum Kippur vor Metz gefeiert. Es war auch ein Erfolg ihrer Tapferkeit, daß wir diesmal Rauschhaschonoh in Metz feiern konnten; unsere Dankbarkeit aber gebührt denen, die dies Rauschhaschonoh in Metz uns zu einem Fest gestalteten.

RAUSCHHASCHONOH IM KANONEN- DONNER.

Brief des Unteroffiziers
der Artillerie Leo Leßmann,
Hamburg (vgl. Brief S. 25).

Meine lieben Alten!

Der Rauschhaschonoh-Abend ist doch ganz anders verlaufen, als ich es mir vorher aus-

gemalt hatte; nicht einmal ein Zelt, keine Kerzen, keine Ruhe und keine Betgenossen hatte ich. Es regnete in Strömen, der Feind überschüttete uns bis in die späte Nacht hinein mit einem mörderischen Granatfeuer, mein Schanzloch, in dem meine Kanone stand, und das auch uns Soldaten Unterschlupf gewähren muß, war wieder mal voll Wasser gelaufen und bot gerade kein festtägliches Unterkommen. Kurz, alles in allem nicht das richtige Milieu für den Jaumtauw-Abend. Meine Tefilloh, die in meiner Krokitasche am Sattel ihren Platz hat, hatte ich mir nachmittags von der Ordonnanz mit in die Feuerstellung heraufbringen lassen. Zwischen Kanonendonner und Regengepeitsch orte ich dann nach Sonnenuntergang die vorgeschriebenen Gebete, einsam auf einem Stein sitzend, und habe — das dürft Ihr mir glauben — vielleicht ebenso andächtig gebetet, wie Vater zu Hause.

Soeben habe ich mein lukullisches, wirklich „jaumtowdickes“ Mahl beendet: einen Becher Brunnenwasser und dazu eine Scheibe uraltes Kommißbrot mit einer rohen Zwiebel. Die Sache hat tadellos geschmeckt und muß bis heute abend vorhalten. Heute abend wollen wir uns aus einer Erbskonserve und Kartoffeln mal eine schöne Suppe kochen; im Augenblick wissen wir allerdings noch nicht, woher wir trockenes Holz und Streichhölzer dazu nehmen. Überhaupt habe ich

mir lekowed Jaumtauw einen unverantwortlichen Luxus heut gestattet; ich habe mich seit dem 6. d. M. zuerst wieder gewaschen, Gesicht und Hände, richtig in reinem, klarem Wasser gewaschen! Das war eine Wohltat, die den dreiviertelstündigen Marsch zur Quelle wohl aufwiegt. Es geht mir noch immer vortrefflich, und wenn sich keine feindliche Kugel zu mir verirrt, werde ich mit Gottes Hilfe in absehbarer Zeit hoffentlich wieder bei Euch sein.

Es küßt Euch Euer

Leo.

KOL NIDRE VOR ANTWERPEN.

Den 1. Oktober 1914.

Daß meine Karten gerade zu Rauschhaschnoh in Euren Besitz kamen und Euch dadurch aus Eurer Sorge rissen, hat mich sehr gefreut. Zu Jaum Kippur habe ich Euch nicht geschrieben. Den heiligen Tag habe ich wenig programmäßig verleben können. Kol Nidre lagen wir im Schützengraben. Es gingen glaubhafte Gerüchte, daß nachts Fort Wavre, das schon den ganzen Tag beschossen war, gestürmt werden sollte. Mein Freund B. war sehr ernst gestimmt, denn er hat eine Braut daheim. Ich dachte viel an Euch, meine Geliebten. Am Jaum Kippur gingen wir

morgens weiter vor und begannen wieder zu schanzen. Da bei uns alles ruhig blieb, so fand ich Gelegenheit, mich auf einige Zeit in ein kleines, rückwärts gelegenes, verlassenes, unzerstörtes Gehöft zurückzuziehen. Dort betete ich im Parterre ein Stündchen ganz ungestört, bis sich eine Feldbatterie direkt ca. 200 m hinter dem Haus aufbaute und einen Höllenlärm machte. Aus dem Haus hatten wir für unsere Unterstände längst alle Türen ausgehoben, und so füllte sich bald mein Betlokal mit Gästen: drei Hunden, einem Kalb, zwei Ziegen, etlichem Geflügel und einer Sau mit Ferkeln. Als ich das verängstigte Tierzeug hinauswarf, sahen sie mich alle so flehend an, wie wenn ich ihnen aus dem Hexenkessel helfen könnte. Ich verbarrikadierte die Türöffnung so gut es ging, sie blieben alle hinter der Barrikade stehen, bis ich mein Gebet beendet hatte und wieder zu den Schützengräben ging.

VON DER KIRCHE ZUM SCHÜTZEN-
GRABEN. — HÉ, CAMARADE, VOILÀ
BUM BUM.“

W., 1. 10. 14.

Meine Lieben!

. . . Gestern war Jaum Kippur. Um 7 Uhr morgens erfuhr ich, daß in . . ., etwa vier Kilo-

meter von hier, jüdischer Gottesdienst sei. Unser Kompagnieführer gab uns (es sind drei Juden in der Kompagnie) selbstverständlich frei, um dorthin gehen zu können. Leider war die Nachricht, daß Gottesdienst sei, nicht genügend bekannt gegeben, so daß nur ungefähr 60—70 Juden erschienen waren. Die hier liegenden zwei Divisionen beherbergen aber eine mindestens dreibis viermal so starke Anzahl Juden. Der Gottesdienst fand in der katholischen Kirche statt. Welch merkwürdiges Bild! Jüdischer Gottesdienst in einer katholischen Kirche, die zudem zur Aufnahme Verwundeter und auch als Schlafräum für Soldaten dient. Rabbiner Dr. Wilde aus Magdeburg leitete den Gottesdienst. Einer aus unserer Mitte betete vor. Die Gebetbücher wurden vom Rabbiner verteilt, aber er brauchte nicht viel herzugeben, denn unsere Juden hatten fast alle ihre Tefilloh mitgebracht. Der Rabbiner sprach, aber nach wenigen Worten stockte er und kam nicht weiter, er weinte. Jetzt, um dieselbe Stunde war zu Hause, in der ganzen Welt, wo Juden wohnen, die Totenandacht. Wie sieht es bei uns zu Hause in den Synagogen aus? Nein, man darf nicht daran denken, man darf es nicht. Hart muß man bleiben. Kanonendonner dringt zu uns herein und mahnt uns, tapfer und mutig zu sein. Da beißen wir denn die Zähne zusammen, und es scheint fast, als ob ein jeder einzelne lächle. Der

Rabbiner spricht weiter. Er flüstert fast. Leise, gedämpft dringt seine Stimme von der Kanzel der katholischen Kirche, unserer Synagoge. „Jeder werfe einen Rückblick auf sein vergangenes Leben und lege sein Leben in Gottes Hand.“ Wer das in sonstigen Jahren nicht mit dem wahren, innigen Bewußtsein getan, jetzt tut er es. Noch nie gab es für uns einen Jaum Kippur wie gestern. So haben wir ihn noch nie miterlebt. Dann sprach der Rabbiner das Schema Jisroel vor, und wir sollten es nachsprechen. Das Schema, das erste Wort dröhnte durch die Kirche, fast wie ein Schrei, dann kam keiner weiter.

Der Gottesdienst ist zu Ende. Vor der Kirche empfängt uns lachender Sonnenschein. Wir sind wieder Soldaten. Lachen auch wie die Sonne, plaudern und erzählen uns. Vier Juden mit Eisernen Kreuzen sind dabei. Sie erzählen von vielen jüdischen Kameraden, die auch das Eisernerne Kreuz haben, aber zum Gottesdienst nicht kommen konnten. Hui, wie die Granaten pfeifen. Wir müssen rauf in die Schützengräben. Die Franzmänner werden übermütig. Heute wollen wir wieder Keile austeilen. Auf Wiedersehen, Kameraden. Sukkaus ist wieder Gottesdienst. Auf Wiedersehen!

2. 10. 14.

Gestern wurde ich beim Schreiben abgerufen, weil ich einen Transport zum Feldlazarett nach ...

(ca. 10 km von hier) hatte. Dort sah ich unsern Kaiser, der mit dem Kronprinzen und seinem Stab die Verwundeten besuchte. Die Riesen Schlacht dauert immer noch an. Wir liegen schon 17 Tage an ein und derselben Stelle. G. f. D. haben wir jetzt mit wenigen Tagen als Ausnahme wenig Verluste. Wenn hier die Entscheidung uns günstig, glaube ich, ist der Krieg mit Frankreich bald beendet. So, nun zu Eurem lieben Brief vom 23. September, für den ich Euch herzlichst danke. Merkwürdigerweise erhalte ich momentan die Berliner Postfächer früher als die Kölner. Macht Euch nur keine Sorge. Es ist in so vielen Fällen schon gut gegangen, es wird auch weiter so gehen. Anfangs, und zumal in Belgien, war es viel schlimmer. Da waren die verdammten Franktireurs, da waren versprengte französische Truppen in unserem Rücken. Aber es ging immer gut, so habe ich denn bis heute noch keinen Schuß aus meiner Pistole abgefeuert. Das Ding ist ja auch nur dann verwendbar, wenn mal ein Verwundeter schießen sollte. Die Fälle sind aber bis jetzt noch wenig vorgekommen. Im Gegenteil, die verwundeten Franzosen sind einem ja so dankbar. Wie viele Hände unserer Feinde habe ich schon gedrückt. Oh, Ihr sollt mal mein Französisch hören. Ich glaube, Ihr würdet Euch mitten im Kugelregen krumm lachen. Ein Beispiel: Wir rückten (1 Leutnant, 4 Wagen und 16 Mann) um 6 Uhr

nach H., einem hochgelegenen Dorf im Schlachtfeldgebiet bei S. . Oben liegen Verwundete, Deutsche und Franzosen. Größtenteils in Scheunen. Wie die armen Kerle, teilweise mit überaus schweren Wunden, bis in die Scheunen sich schleppen konnten, bleibt mir bis heute ein Rätsel. Mit Jubel werden wir empfangen. „Gott sei Dank, Kameraden!“ riefen sie uns entgegen. Die Franzosen rücken uns nur zu und zeigen uns ihre Wunden, die wir dann verbinden. Sie drücken uns die Hand, wie auch die deutschen Verwundeten. Wie ich aber einen französisch anspreche und ihn frage, was ihm fehle, welches Regiment usw., da hättet Ihr etwas hören können. Alle rufen, fragen, winken. Ich verstehe kein Wort, bis ich dann zu einem verwundeten Franzosen komme, der bitterlich weinte. Ich verstand ihn ganz gut, und er muß mich wohl auch verstanden haben. Wir haben die Wagen vollgeladen und wollen nun herunter zum Verbandplatz, um gleich darauf wieder auf die Höhe zu fahren. Da gibt es draußen Radau. Schrapnells schlagen ins Dach ein. Wir denken erst nichts Böses. Aber das Feuer wird stärker und stärker. Da merken wir, daß die französische Artillerie unsere Wagen für Geschütze ansieht. Im Galopp geht es nun hinunter. Ich versuche noch einen leichtverwundeten Franzosen, der mich bat, ihn doch zu seinen Kameraden zu bringen, in eine Scheune zu führen. Da schlägt

eine Granate gegenüber in die Kirche ein, daß mir die Steinchen um den Kopf herumfliegen. Nun wird's aber Zeit. Alle sind schon weg. Ich allein zwischen Verwundeten. „Hé, camarade, voilà bum bum.“ Ein verständnisvolles Nicken des Franzosen, und fort mach ich, den andern nach. Ich glaube, ich habe einen Weltrekord im Laufen aufgestellt, denn nach ein paar Minuten holte ich unseren Trupp ein. Die Schrapnells folgten uns, da die Franzosen jeden Mann, geschweige die Wagen, von ihrer famosen Stellung aus sehen konnten. Wohlbehalten kamen wir unten an und waren in Deckung. Da heißt es auf einmal, ein Wagen mit Verwundeten, unser letzter Wagen, liegt auf halber Höhe; während des rasenden Fahrens ist ein Rad abgesprungen — sechs Freiwillige vor. Sollen wir die armen Kerls liegen lassen? Zu fünft marschieren wir wieder rauf, bringen mit großer Mühe das Rad wieder an den Wagen und fahren den Wagen bergab. Wir waren noch keine 70 Schritt vorgefahren, da schlugen drei Granaten an die Stelle, wo der Wagen stand. Wir aber kamen glücklich unten an. Unsere Namen werden notiert. Eine Auszeichnung? Nun, bis jetzt noch nicht. Wenn ich nur heil und gesund zu meinem Schätzerl komme, das ist für mich die höchste Auszeichnung.

Nun noch ein Merkwürdiges. Die Franzosen werden in die Flucht geschlagen. Wir rückten

wieder in das Dorf... und holen die Verwundeten, von denen keiner nachträglich durch das Feuer verletzt wurde. Aber vor der Kirche lagen tote Franzosen. Es war ein französischer Vorposten, der sich vor uns in der Kirche versteckt hatte und nun durch eigenes Feuer fiel. Hätten die Kerle geahnt, daß wir nur mit der Pistole bewaffnet waren, ich glaube, es hätte noch eine Knallerei von Fenster zu Fenster gegeben. Wenn ich aber heute an das „Hé, camarade, voilà bum bum“ denke, dann muß ich herzlich lachen. — Wolffsohn ist tot. Wieder ist ein Großer von uns gegangen, jetzt, wo wir ihn so nötig haben. Auch für uns Zionisten ist es eine große Zeit.

JÜDISCHER GOTTESDIENST MIT REGIMENTSMUSIK.

Aus den Aufzeichnungen
des Feldrabbiners Dr. Chone
beim XIV. Armeekorps.

Von dem letzten Gottesdienst, den ich zu veranlassen hatte, war ich so erfreut, daß ich diese Erinnerung besonders festhalten möchte. Ich hatte erfahren, daß eine Brigade in den in der Nähe liegenden Ortschaften Quartier beziehen würde; es befindet sich das Konstanzer Regiment dabei, also viele Söhne meiner Gemeinde. Ich wandte

mich an das Kommando: Mittwoch nachmittag einen Gottesdienst für die jüdischen Mannschaften zu veranlassen. Bereitwilligst wurde er mir zugestanden, auch ein Raum ausfindig gemacht und ich gefragt: Wieviel Mann der Regimentsmusik werden gewünscht? Ich schwankte zwar einige Augenblicke, fühlte aber, daß die Begleitung der Musik unsere Stimmung nur würde erhöhen können.

Mittwoch nachmittag zwei Uhr fanden wir uns in der Mairie ein. Fürsorgliche Hände hatten sich geregt und zwei größere ineinandergehende Räume zurechtgemacht. An der Mischwand stand ein Katheder, mit grünem Tuch bezogen und mit einem Blumenstrauß geschmückt. Vor ihm im Halbkreis standen zwei Reihen Stühle, und im gegenüberliegenden Zimmer hatte sich die Regimentskapelle mit dem lebenswürdigen, kunst-sinnigen Musikmeister aufgestellt. Ein Lied der Kapelle war die Einleitung. Ich betete Minchah vor; weil mit dem Abend Rausch Chaudesch begann, ließ ich den J'hi rozaun mit dem deutschen Neumondweihe-Gebet folgen. Predigt. Chor aus Elias. Maariw. Mit besonderer Ergriffenheit sagte ich Kaddisch, bin ich doch durch den Krieg daran verhindert, im Sterbejahr meines lieben Vaters regelmäßig Kaddisch zu sagen. Als Schlußlied ertönte das kraftvolle, stimmungsreiche Niederländische Gebet.

Bei dem Konstanzer Regiment befindet sich ein jüdischer Oberarzt, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz und dem Zähringer Löwenorden mit Schwertern. Er sorgt wie ein Vater für seine Schutzbefohlenen und nimmt sich auch der jüdischen Soldaten seines Regiments in jeder Art an. Seiner Fürsorge habe ich nun schon zum zweiten Mal die Herstellung eines würdigen Raumes zu verdanken. Zum zweiten Mal schon hat er mich und viele andere Teilnehmer nach dem Gottesdienst mit einem feinen Kaffee und gutem Kuchen (von Mutttern) erquickt. Auch dieses Mal hat er von der kleinen Gemeinde der Beter eine photographische Aufnahme gemacht.

IN ENGLISCHER KRIEGSGEFANGEN- SCHAFT.

Nachstehender Brief ist von Herrn Benno Kahn an seinen inzwischen verstorbenen Vater, Rabbiner Kahn in Heilbronn, gerichtet. Das Original ist in englischer Sprache geschrieben.

Frith Hill Camp Frimley.

„Sieben Tage sollt ihr in Hütten wohnen.“
Wie oft habe ich an diesen Satz kürzlich denken müssen; denn schon seit Ende August wohne ich

hier mit Hunderten von deutschen kriegsgefangenen Leidensgenossen in Hütten oder vielmehr Zelten. Es sind meistens Männer in militärpflichtigem Alter, die von der englischen Regierung an der Abreise verhindert worden sind. Ein großer Teil wurde zuerst nach Olympia verbracht, einem ungeheuren zirkusartigen Gebäude, in dem sonst Ausstellungen, Pferderennen usw. abgehalten zu werden pflegen. Später wurden wir alle hierher transportiert, in ein großes Zeltlager, das durch Stacheldrahtzäune von der Außenwelt geschieden ist. Über die Behandlung und Verpflegung können wir uns nicht beklagen. Es gereicht mir zur ganz besonderen Freude, Euch mitteilen zu können, daß den jüdischen Kriegsgefangenen die Erlaubnis erteilt wurde, den Jaum Kippur den Traditionen unseres Glaubens gemäß zu feiern. Ein großes Zelt wurde für den Gottesdienst bereitgestellt, und ein junger Rabbiner, Rev. L. Morris, kam speziell von London, um den Gottesdienst zu leiten. Wir waren im ganzen 26 Juden, und Ihr könnt Euch leicht denken, wie wir alle fühlten unter diesen Verhältnissen. Während der Maskir Neschomau- und Unssane Taukef-Gebete blieb kein Auge trocken. Die Londoner Synagogen-Hauptgemeinde versorgte uns mit Gebetbüchern und Talesim, die wir zum Andenken behalten dürfen.

Ich kann Euch versichern, keiner von uns wird je diesen Jaum Kippur vergessen.

Die wachthabenden Offiziere und alle anderen Gefangenen behandelten uns während des Feiertags mit dem größten Respekt, ja mit ganz besonderer Höflichkeit, und es gereichte mir zur großen Genugtuung, daß zwei jüdische Soldaten, die in Frankreich von den englischen Truppen zu Kriegsgefangenen gemacht wurden, die Erlaubnis bekamen, in unser Lager hinüberzukommen, um am Gottesdienst teilzunehmen. Die Namen sind B. Seelig aus Vennebeck, Minden, Westfalen, und Hermann Baehr aus Haaren, Kreis Büren.

Zum Anbeißen hatten wir Kaffee, Heringe und Butterbrot — ganz wie zu Hause — und später Suppe, Braten, Obst und eine lang entbehrte Zigarette.

EIN VERFRÜHTES VERSÖHNUNGSFEST.

Brief des Unteroffiziers
Siegfried Rothschild.

Mit dem Jaum Kippur ging mir's gut. Ich hatte die Idee, derselbe sei am Dienstag, und infolgedessen aß ich Montag mittag 4 Uhr Wurst und Schokolade im freien Feld, und abends nach 6 Uhr beim Einrücken trank ich Schokolade und aß einige Stücke zufällig verschafften Zwetschenkuchen. Auf den nächsten Tag war früher Abmarsch angesagt nach einem Ort etwa 10 km entfernt. Statt dessen wurde erst gegen 9 Uhr

abmarschiert mit einem Marschziel von 15 bis 18 km, die ich auch mit leerem Magen, da die Straßenbeschaffenheit und die Witterung günstig waren, gut zurückzulegen gedachte. Als wir jedoch mittags 2 Uhr dort ankamen, wurde abgekocht und um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr mehr als 10 km weiter marschiert. Da ich einmal solange gefastet hatte, wollte ich wegen der paar Stunden nicht mehr vorzeitig anbeißen; wir marschierten bis nach 7 Uhr, und ich aß während des Marsches um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr etwas Brot und trank aus der Feldflasche etwas kalten Kaffee. Später im Wald auf der Wache hatte ich dann warmen Kaffee, Biskuit, Sardinen und Wurst. Einen schlimmen Moment hatte ich: Kurz nach 5 Uhr machten wir einen längeren Halt mitten in einem Weinberg; alle um mich herum pflückten mit Wollust die reifen Beeren, und hungrig und durstig wie ich war — es war heiß geworden — hätte ich auch gern ein paar davon genommen. Aber es ging auch so. Das Schönste ist, daß ich zwei Tage später aus einer Annonce der Tübinger Chronik erfah, daß nicht Dienstag, sondern Mittwoch Versöhnungstag war. Na, ich denke, der liebe Herrgott wird es nicht so genau nehmen. Übrigens habe ich auch Sukkaus verlebt, denn die drei Tage im Wald bei . . . habe ich in richtigen Laubhütten zugebracht.

SUKKAUS IN DER FRONT.

H. L., 7. Oktober.

Heute, am ersten Tag Chaulhamoed, war mir durch den Empfang des Tabaks, der Strümpfe und Schokolade, besonders aber des Bildes der lieben J., eine rechte Jaumtauwfreude beschieden. In meinem Tornister liegen nun bereits so viele Liebesgaben, daß ich Euch bitten muß, mir vorerst keine Wäsche zu schicken. Am Festausgang, gestern nacht, sollten wir noch unseren Extrajaumtauw haben. Es hätte böß ausgehen können, hat aber ה"ב [boruch Haschem] sehr gut geendet. Ich hatte die ganze Nacht mit einem Dutzend Kameraden Patrouillendienst. Wir sollten feststellen, ob die Häuser des Dorfes am Waldrand von Franzosen besetzt waren. Da schlichen wir, bis an die Zähne bewaffnet, durch Nacht und Nebel und Baumgestrüpp, bis wir, wie die Nachtgespenster, an das erste Haus heranhuschten. Es war wirklich besetzt, aber von Deutschen. Der deutsche Posten war nicht übel erstaunt und erschrocken, als wir aus der finsternen Nacht heraus so drohend vor ihm auftauchten. Dann löste sich aber alles in ein helles Lachen auf. Warmen Kaffee gab es dann auch. Wir hatten uns auf andere Bohnen gefaßt gemacht . . . Es wäre uns aber auch bitter gegangen, wenn wir eine Nacht früher diesen Weg gemacht hätten, aber so sind

wir um das Eiserne Kreuz gekommen. Eine Belohnung ward uns doch, denn wir haben heute Raft, so daß ich Euch diesen Brief schreiben kann.

Vom Sukkausfest habe ich doch etwas zu spüren bekommen. Wir hatten nämlich förmliche Laubhütten, denn wir lagen an beiden Tagen im Schützengraben, der mit Tannenlaub bedeckt war. Ob unser verehrter Dajan, Herr P., eine solche Sukkoh für koscher erklärt hätte, bezweifle ich sehr, aber ich hoffe, daß die Zeit kommen wird, in der der liebe Gott die „Hütte des Friedens“ über uns alle ausbreitet und es mir vergönnt ist, in Frieden und Freude auf heimatlicher Erde die heiligen Mizwaus zu halten. Bisher hat mich der liebe Gott gesund und munter erhalten.

Es grüßt Euch herzlich und wünscht Euch gute Feiertage

Euer M.

EIN SCHABBOSGRUSS.

L. b. M., 14. Oktober.

Just zur rechten Zeit, am Simchasthora-Abend, erhielt ich die Schokolade und den „Tatscher“. Ich hatte nichts mehr als Kommißbrot und hätte auch damit ganz vergnügt meinen Jaumtauw ge=

feiert. Wie oft hat uns auch schon dieses gefehlt! Nun aber war es ein richtiges Simchasthora. Sehr betrübt hat mich nur die Mitteilung vom Tod des Sally Michel und Max Frenkel. Es ist doch merkwürdig, wir wandeln über ganze Leichenfelder und haben uns an den Anblick bereits so gewöhnt, daß er uns nicht mehr aufregt. Die Kunde vom Tod eines Freundes, eines guten Bekannten erschüttert uns aber durch und durch.

Am Scheminiazeres waren wir den ganzen Tag im Wald. Nachts aber durften wir in einer Scheune schlafen und hatten frisches Stroh, ein ganz ungewohntes Wohlleben, das manchem Kameraden zu Kopf gestiegen war . . . Am Simchasthora aber hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, mit noch einigen Kameraden eine französische Patrouille abzuspüren, eventuell abzuschießen. Wir marschierten mit Morgengrauen aus unserer Villa, sonst Kuhstall genannt, und konnten gegen 6 Uhr unser „Jagdgebiet“ erreichen. Leider zogen es die Herren Franzosen vor, an diesem Tag nicht zu erscheinen. Gern hätten wir mit ihnen dafür abgerechnet, daß sie unsere Baggage von einem Versteck aus beschossen hatten. Hinter uns auf der Höhe hat inzwischen unsere Artillerie ihre Arbeit begonnen. Sie macht einen solchen Radau, daß es mir schwer fällt, die Sinne zusammenzunehmen, Da ich ihr nicht Ruhe gebieten kann, werde ich den Brief etwas früher

schließen. Ich bin in Gedanken immer bei Euch. Wenn Ihr mir Mittwoch einen „Tatscher“ abschickt, so ist immer die Aussicht vorhanden, daß er schon am Samstag in meinen Händen ist. Das ist immer ein schöner Schabbosgruß! Ungeheuer freute ich mich, als ich unter meinen Postfachen die Raufschafschonohnummer des „Israelit“ fand und die vielen Neuigkeiten erfuhr, für die ich früher vielleicht gar nicht so viel Interesse hatte. Und nun gar, da ich meinen eigenen Brief und meine eigenen Erlebnisse unter dem Strich fand! Die Artillerie will mit ihrer Schießerei nicht aufhören, also mag es genug sein für heute!

Gehabt Euch weiter wohl und haltet gut Schabbos.

Euer M.

AUFGABEN DES JÜDISCHEN FELD- GEISTLICHEN.

Aus einem der Berichte
des Feldrabbiners Dr. Baedk
an den Vorstand der jüdischen
Gemeinde, Berlin.

Noyon, 15. Oktober 1914.

Über meine Tätigkeit in der Zeit vom 28. September bis zum 13. Oktober berichte ich ergebenst:

Am 28. September siedelte ich von Allemant

nach Chauny über, um dort die Feier des Ver= föhnungstages abzuhalten. Durch die Kom= mandantur wurde hierfür ein abgegrenzter Teil der Kirche „Notre Dame“ bestimmt, da alle sonstigen größeren Räume der Stadt durch Laza= rette und Einquartierungen belegt und alle freien Plätze von den Lastwagen besetzt sind. Ich setzte einen zweimaligen Predigtgottesdienst an, Dienstag, den 29. September 5 $\frac{1}{2}$ Uhr abends und Mittwoch 9 Uhr vormittags. Auf die Bitte der versammelten Mannschaften hielt ich dann noch um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr einen Nēilagottesdienst mit Predigt ab.

Alle drei Gottesdienste waren in gleicher Weise von den in Chauny Stehenden, etwa 35 bis 40 Mann, Mannschaften verschiedener Dienstgrade und Ärzten besucht. Der zur Verfügung gestellte mittlere Teil der Kirche, abseits vom Altar und den anderen sakramentalen Stellen, mit Kerzen beleuchtet, bot einen stimmungsvollen Raum. Die Gebete und die Predigten — an die Muffaf= predigt schloß ich die Seelenfeier an — sprach ich von der niedrigen Kanzel aus; vor ihr waren Stühle für die Versammelten aufgestellt. Zu meiner Freude waren in der kleinen Schar auch mehrere Angehörige unserer Gemeinde. Ich hatte die Empfindung, daß der Tag allen nahtet; mich, und wohl auch alle anderen hat es be= sonders ergriffen, wie in jedem der Gottesdienste die Sätze des „Owinu Malkenu“ laut nach=

gesprachen wurden, wie am Schluß der Seelenfeier das Kaddisch von einigen wiederholt wurde und wie am Schluß des Nöilagebetes die Sätze des Glaubensbekenntnisses den Ausklang bildeten. Erwähnen möchte ich auch, daß vor dem Schlußgottesdienst der Curé der Kirche, der des Deutschen etwas kundig ist, an mich die Bitte richtete, dem Gottesdienst beiwohnen zu dürfen, und sich als Andenken dann ein Feldgebetbuch ausbat.

Ich blieb in Chauny eine Woche, um die zahlreichen, dort befindlichen Lazarette, wie auch die der Umgegend zu besuchen. Chauny, ebenso Noyon, wo ich mich jetzt befinde, sind Hauptfammelstellen für die Verwundeten. Die Wege nach der Umgegend waren mir dort bisweilen erleichtert, da mir an einigen Tagen ein Wagen zur Verfügung gestellt wurde. Dieser Besuch der Lazarette erweist sich als ein sehr wesentlicher Teil meiner Tätigkeit. Den Verwundeten wird ein Stück Heimat gebracht und ihre Zuversicht gehoben; sie fühlen sich, wie ich oft bemerken konnte, schon dadurch aufgerichtet, daß auch zu ihnen, wie zu den Andersgläubigen, ein Seelsorger kommt. Daneben steht, daß den Angehörigen der Verwundeten regelmäßig Nachricht gegeben werden kann; ich habe an manchem Tag eine ziemlich umfangreiche Korrespondenz auszuführen.

In mehreren Fällen habe ich leider auch

Trauernachrichten an Angehörige schicken müssen. Bei den Beerdigungen, bei denen die Toten zu= meist in einem Massengrab bestattet werden, habe ich in Gemeinschaft mit dem evangelischen bzw. katholischen Geistlichen am Grabe gesprochen, nachdem ich neben ihnen dem Trauerzug gefolgt war. Ich habe stets den Hinterbliebenen hier= von, wie von dem Ort und der Zeit der Beerdi= gung, und vorher von den Einzelheiten des Hin= scheidens Nachricht gegeben.

Von Chauny begann ich dann eine für längere Zeit berechnete Weiterfahrt, die mich zu den einzelnen Divisionen führen soll. Um näher an die Truppen heranzukommen, hat es sich mir als erforderlich herausgestellt, mich zu den einzelnen Divisionen und Brigaden, soweit möglich, zu be= geben. Ich habe die gesamte vergangene Woche dem Beginn dieser Aufgabe gewidmet und je drei Tage bei zwei Divisionen zugebracht. Ich habe zwei kleine Feldgottesdienste im Freien ab= gehalten und dort, wo die jüdischen Soldaten sich ganz vereinzelt bei einem Truppenteil be= finden, diese seelsorgerisch aufgesucht. Daneben habe ich in den Feldlazaretten und Verband= plätzen nach jüdischen Verwundeten Nachfrage gehalten. Diese Kreuz- und Querwege waren mit mancherlei Schwierigkeiten und Strapazen verbunden; manches Dorf, in dem ich Nacht= quartier nahm, war durch Granaten fast völlig

zerstört, und die wenigen Häuser, die noch ein Dach und einige Fenster hatten, waren selbstverständlich durch die, welche ständig zum Truppenteil gehören, bereits vorher besetzt worden. Aber alle diese Mühen wurden durch das lebenswürdige Entgegenkommen der Truppenführer, ganz besonders der Generäle und der sonstigen höheren Offiziere, erleichtert.

Da den Pferden eine bei dem ungünstigen Wetter besonders erforderliche Ruhezeit gewährt werden muß, habe ich mich für einige Tage hierher, nach Noyon, begeben. Ich benutze diese Zeit, um die hiesigen fünf Lazarette zu besuchen; außerdem habe ich für Sonnabend vier Uhr einen Gottesdienst ansetzen lassen. An einem der nächsten Tage will ich dann meinen Weg zu den weiteren Divisionen fortsetzen.

Ich habe noch nicht feststellen können, in welcher Weise meine Kollegen, die als Feldprediger einberufen worden sind, ihre Tätigkeit einrichten. Nur mit einem ist es mir bisher gelungen, in Verbindung zu treten: dieser hat, auf Anraten des betr. Oberkommandos, seinen dauernden Standplatz in dem Haupttappenort genommen. Nach den Erfahrungen, die ich bisher gewonnen habe, beschränkt dies das Gebiet der Tätigkeit völlig. Es ist, trotz aller Beschwerlichkeiten, durchaus erforderlich, alle Teile der Armee aufzusuchen. Nur dadurch ist es möglich, daß,

wenn auch vielleicht nicht alle, so doch viele den persönlichen Eindruck und die persönliche Gewißheit davon gewinnen, daß ein Rabbiner unter ihnen ist. Es ist sehr wesentlich, daß die jüdischen Soldaten dies erfahren, aber ebenso auch, daß die Andersgläubigen es wissen. Für die Anerkennung des Judentums ist dies unstreitig von Bedeutung, und es braucht nicht erst darauf hingewiesen zu werden, daß jede Anerkennung der Juden doch zuerst und zuletzt von der Anerkennung des Judentums abhängt. Es ist auch für die Stellung des jüdischen Soldaten wichtig, daß seine Religion sichtbar neben den anderen steht.

Es ist selbstverständlich, daß nicht alles geschehen kann, was der Wunsch und der Gedanke des Notwendigen tun möchten. Die jüdischen Mannschaften sind weithin verstreut, manches Regiment zählt nur zwei jüdische Soldaten; die verhältnismäßig größte Zahl, 17, scheint in der Armee, der ich zugeteilt bin, das . . . Regiment zu haben, das ich demnächst auffuchen will. Für das Gebiet, das der jüdische Feldgeistliche zu verwalten hat, stehen z. B., nachdem ihre Zahl vor einigen Wochen erheblich vermehrt worden ist, 40—50 evangelische Geistliche und eine nicht viel geringere Anzahl katholischer im Dienst. Durch eine geeignetere Organisation hätte manches besser gestaltet werden können. Aber es ist ja zu hoffen, daß kein späterer Krieg mehr es ge-

bieten wird, die Erfahrungen dieses Krieges nutzbar zu machen. Allein auch unter den obwaltenden Verhältnissen kann hier so manche Aufgabe ihren Platz finden.

Ich behalte es mir vor, in meinem nächsten Bericht über den sehr günstigen Eindruck, den ich von den jüdischen Soldaten gewonnen habe, Mitteilungen zu machen.

Darf ich auch von mir persönlich mitteilen, daß mein Befinden, auch an ungünstigen Tagen, stets gut war.

DAS EINENDE BAND.

Antwortschreiben an den Provinzialrabbiner Dr. Bamberger, Hanau, der zu den hohen Feiertagen an die im Felde stehenden Angehörigen des ihm unterstellten Bezirks seinen Segenswunsch gesandt hat.

S., 27. Okt. 1914.

Mit Ihrem Brief vom 26. Sept. haben Sie mir eine große Freude bereitet, für die ich Ihnen herzlichst danke. Leider kam die Sendung erst vorgestern in meinen Besitz, also zu spät für den Versöhnungstag, an welchem Tag ich besonders

das Gebetbuch gut hätte brauchen können. Es ist merkwürdig, Sie kennen ja meine religiösen Anschauungen und wissen, daß ich auf Formen nichts gebe. Und zu diesen Formen rechne ich auch die herkömmlichen „Gebete“, die ja meist keine Gebete, sondern Betrachtungen sind. Und doch, je ferner man der Heimat weilt, desto enger schließt man sich naturgemäß an das an, was einen mit der Heimat verbindet, und das ist eben wieder die — Form! Man fühlt sich der Heimat näher, wenn man weiß, daß die daheim zur selben Stunde genau daselbe tun wie wir. Und so habe ich mich auch bemüht, den Versöhnungstag so zu halten, wie ich es von zu Hause gewöhnt war. Ich habe gefastet und habe im Geist den Gottesdienst daheim der Zeit nach verfolgt. — Gottesdienst selbst habe ich freilich an jenem Tag nicht gehabt, und doch war ich vielleicht andächtiger als oftmals! Drei Tage nach dem Versöhnungstag hatten wir hier einen Feldgottesdienst, veranstaltet von einem katholischen Geistlichen. Ich muß sagen, ich habe nicht leicht eine erhebere Feier erlebt. Wir Soldaten bildeten ein Viereck um den Geistlichen, der selbst vor einem Granatenloch auf einer Wiese stand. Im Hintergrund sahen die in Brand geschossenen Häuser von S. zu uns herüber. Der Geistliche ließ zuerst die erste Strophe des Chorals: Großer Gott, wir loben dich! singen und hielt dann eine von Begeisterung getragene

Ansprache, worin er, ausgehend vom Begriff des Gottesgnadentums, uns aufforderte zur höchsten Pflichterfüllung, und schließlich für Kaiser und Reich, für Fürst und Volk, für Land und Heer um Sieg und Frieden flehte. Die Feier schloß dann wieder mit einer Choralstrophe.

In Ihrem Brief erwähnten Sie, daß in dieser Zeit die Fernen einander so nahe sind im Denken und Fühlen. Das ist wirklich wahr! Ich habe mit meinem Bruder anlässlich des Neujahrsfestes korrespondiert und dabei daran erinnert, wie zeitgemäß eigentlich unsere vor Jahrtausenden entstandenen Gebete und Psalmen sind. Und denselben Gedanken finde ich nun in dem zweiten Ihrer so zu Herzen gehenden „Gottesdienstlichen Vorträge“ wieder, welche für mich eine Stunde weihvollen Genusses waren. Außer den von Ihnen angegebenen Stellen darf ich hier vielleicht noch auf Psalm 3 und Psalm 27 verweisen. Und gibt es einen schöneren und zugleich zeitgemäßeren Wunsch heute als den letzten Satz im Kaddisch: „Aufseh Scholaum bimraumov, hu jaase Scholaum“?

Ihr

Dr. E. W.,
Leutnant d. Ref.

DAS RELIGIÖSE RÜCKGRAT.

Feldpostkarte des Hugo Elkan
aus Essen, Krankenträger der
3. Komp. Brig. Erf. Batl. 86
der 8. Erf. Div., an Rabbiner
Dr. Bamberger, Schönlanke.

Bois du four bei Thiancourt in Frankreich.
Im Schützengraben, den 31. 10. 14.
Verteidigungsstellung Toul-Verdun.

Sehr geehrter Herr Rabbiner!

Soeben wurde mir von meinem Kompagnie-
chef, Herrn Oberleutnant Röhrig, eines Ihrer An-
dachtsbüchlein überreicht. Der Besitz eines solchen
hat mich um so mehr erfreut, als ich bis jetzt mit
einem evangelischen Gesangbuch fürlieb nehmen
mußte, und es mich schon befremdet hatte, daß
unsere religiöse Sache hier im Felde so wenig
vertreten wurde und mich jetzt vom Gegenteil
angenehm überzeugen konnte. Ich möchte es mir
deshalb nicht vorenthalten, Euer Ehrwürden zu
dieser willkommenen Gabe eigenhändigst meinen
herzlichen Dank hierdurch zu übermitteln. Ich
werde dieses Büchlein während der Dauer des
Krieges stets als einen Talisman bei mir tragen.
Bildet doch der Besitz des betreffenden für jeden
jüdischen Krieger ein gewisses religiöses Rückgrat.

Mit ergebener Hochachtung

Hugo Elkan aus Essen a. Ruhr, Krankenträger.

MISSHANDLUNG DER JUDEN IM RUSSISCHEN HEER.

Aus dem Brief eines ungarischen Landsturm - Feldwebels.

. . . Es ist unerhört, wie das russische Heer mit seinen polnischen und jüdischen Soldaten umgeht. Diese werden nach den gefährlichsten Punkten geschickt. So wurden z. B. beim Angriff auf die Festung Przemysl zur Erstürmung der Festungsschanzen nur polnische und jüdische Soldaten verwendet. Als diese von unseren Truppen zurückgeschlagen wurden, sind sie von hinten durch die Maschinengewehre ihrer eigenen Truppen zum erneuten Angriff gezwungen worden. Alle Gefangenen berichten dies.

Unter den gefallenem Russen ist auffallend viel jüdische und polnische Mannschaft. Diese werden einfach zur Schlachtbank geführt. Rührende Szenen kann man hier sehen. Einzelne jüdische Soldaten haben vor dem Festungsangriff ihren weißen Kittel, den man am Jaum Kippur trägt, angezogen. In ihren Taschen fand man Briefe, in denen sie unsere jüdischen Sanitätsoldaten und diejenigen, die sie beerdigen, bitten, bei ihrer Auffindung und nach ihrer Beerdigung einen Kaddisch nach ihnen zu sagen.

Die russischen Offiziere benehmen sich sehr feige. Bei den Angriffen sind sie immer hinten und treiben die kämpfenden Soldaten mit Kautschukschlägen in die Feuerlinie.

Rauschhaschonoh, Jaum Kippur und Sukkaus haben wir — einzelne, denen ihr Dienst es gestattete — wundervoll verlebt. Gottesdienst haben wir in einer kleinen Bauernstube eingerichtet. Eine Sefer-Thora bekamen wir aus einer Privatsynagoge des benachbarten Przemysl. Einen sehr guten Vorbeter hatten wir in der Person eines sehr religiösen Landsturm-Feldwebels. Der Gottesdienst wurde in einer sehr innigen und andächtigen Weise gehalten. So viel Personen, so viele Waffengattungen haben daran teilgenommen. Infanterist, Husar, Artillerist, österreichische Landwehr, Ulanen, Dragoner, Sanitäter und zwei Offiziere bildeten das andächtige Publikum. Der Umstand, daß am Jaum Kippur ein sehr starker Festungsangriff stattfand und man den ganzen Tag fürchterlichen Kanonendonner hörte, trug noch zur Erhöhung der andächtigen Stimmung bei.

Es scheint doch, daß der liebe Gott unsere Gebete erhört hat und unseren Truppen zum Sieg verhalf.

SOHNESLIEBE.

Die Witwe Levi aus Zweften, Bezirk Kassel, die sechs Söhne im Feld stehen hat, stellt uns mit folgenden Zeilen den nachstehenden Brief zur Verfügung: „Anbei empfangen Sie von mir zwei Briefe von meinem Sohn, bitte Sie aber um Gotteswillen, mir dieselben wieder zurückzusenden, denn ich bin eine ganz arme Witwe, wo nur die Briefe meiner Söhne mein Reichthum sind.“

Russisch-Polen, 31. Oktober 1914.

Mein liebes, gutes Mutterchen!

Mit tausend Freuden empfang ich heute Deine beiden Briefe vom 20. und 26. Oktober. Wie ich aus denselben entnommen habe, geht es Euch allen noch recht gut, und kann ich auch von mir G. f. D. das Beste berichten. Aber, liebe Mutter, Deinen ganzen Briefen nach zu urteilen, kannst Du Dich gar nicht darüber nausetzen, daß Du 6 Söhne im Felde hast. Gewiß ist es keine Kleinigkeit für eine Mutter von 70 Jahren, noch sehen zu müssen, wie ihre ganzen Jungen, ihre einzige Hoffnung und ihre einzige Stütze, im Felde stehen. Aber, liebe, gute Mutter! Lasse Dir das Herz in dieser schweren Stunde nicht so schwer sein. Denke doch, wie oft Dir der liebe Gott in den heißesten Stunden beigestanden hat. Und

soll er Dich gerade jetzt in dieser schweren Stunde verlassen? Nein, ich glaube es nicht. Denke Dir mal die Freude, wenn wir alle siegreich zurückkehren. Ach, was können wir Dir da so viel Neuigkeiten erzählen. Ja, ganze Bücher könnte man schreiben. Eine Freude und Ehre muß es Dir sein, daß wir alle fürs Vaterland kämpfen können. Und wer das gesehen hat wie ich, wie das Vaterland in Ostpreußen vom Feinde, von den niederträchtigen Russen, zugerichtet ist, der kämpft gern, und soll man den Tod vor Augen sehen, so sieht man ihm gern entgegen. Die kleinen Paketchen von Selma habe ich erhalten, das große noch nicht. Wird aber auch in den nächsten Tagen ankommen. Von Klara aus Wolfhagen habe heute zwei Pakete empfangen und von meiner Berta erhalte ich sehr viel. Dir, liebes Hannachen, danke vielmals für Deine Zigaretten.

Liebe Rosa! Über Moritz brauchst Du Dich nicht aufzuregen. Wie mir Jeannette schrieb, ist er bei leichter Munitionskolonne. Dann kommt er überhaupt nicht ins Gefecht. Er ist immer viele, viele Kilometer vom Gefecht entfernt, fährt täglich auf dem Wagen. Ja, fast bis in die Stube im Quartier. Dann ist er in Frankreich und ist es da tausendmal besser als hier in Polen. Lebensmittel sind dort im Überfluß. Wie es uns hier geht, will ich Euch mal mitteilen. 1. Der Weg!

Die besten Straßen sind schmutziger und schlechter als bei uns in Deutschland die schlechtesten Waldwege. Die Stiefel muß man festschnallen, damit selbige nicht im Dreck stecken bleiben. 2. Lebensmittel sind sehr rar und teuer. Das Pfund Zucker kostet Mk. 1.—, das Pfund Kaffee Mk. 3.—. Brot ist Seltenheit. Gern würde man aber den Preis bezahlen, wenn man nur was bekommen könnte. Mit der Kälte ist es gerade nicht so schlimm, wie Ihr es Euch vorstellt. Jedoch schlimmer als in Frankreich. Bei Namur ist es großartig gewesen, denn ich war auch da. Ja ich war sogar bei der Einnahme von Namur dabei.

Lasset recht bald etwas von Euch hören und seid alle recht herzlich begrüßt

von Eurem Emil.

DAS EISERNE KREUZ ERSTER KLASSE.

Brief des Unteroffiziers der Reserve
im 48. Infanterieregiment Oskar Brieger,
Hohenfalza.

Das Kreuz zweiter Klasse erwarb ich mir auf folgende Weise: Als wir nach beschwerlichen Märschen am 25. August cr. in Hofftaade ankamen, wurden wir mit fürchterlichem Feuer empfangen; die ganze Zivilbevölkerung, einschließlic

der Frauen, schoß unaufhörlich auf uns. Auf diese Weise sind viele meiner Kameraden gefallen. Mir selbst wurde Gewehrkolben von einem Franktireur weggeschossen, so daß ich nur noch den Lauf in Händen hatte. Um mich etwas zu schützen, suchte ich an einer Scheune Deckung und sah bei der Gelegenheit, wie ein belgischer Soldat auf unsere Verwundeten schoß. Als der Schurke sein Gewehr wieder laden wollte, rannte ich ihm mein Bajonett ins Herz. Es gelang mir, meine verwundeten Kameraden zu verbinden und aus der Gefechtslinie zu tragen.

Das Kreuz erster Klasse erwarb ich mir so: Vom 9. bis 13. September lagen wir in Elevyt fortgesetzt im Gefecht. Da wir andauernd von schwerer Artillerie beschossen wurden, wurde der Verbandplatz in dem Keller eines zweistöckigen Hauses angelegt, auf der anderen Seite der Straße gegenüber dem Schützengraben. Trotzdem auf dem Haus das Rote Kreuz angebracht war, war es das Ziel der feindlichen Granaten. Ich brachte sechs schwerverwundete Kameraden dorthin, die von dem Stabsarzt, Herrn Dr. Laserstein aus Berlin, verbunden wurden. Nach der zweiten Granate, welche einschlug, stürzte das Haus in sich zusammen und fing an zu brennen. Die sechs verwundeten Krieger, der Stabsarzt und sein Assistent, mehrere Musiker und Hausbewohner, insgesamt 32 Personen, wurden buchstäblich be-

graben. Es gelang mir, mich herauszuarbeiten und zu einer bisher nicht gesehenen Tür zu gelangen. Mit einem Stein zerbrach ich die Füllung und gelangte auf diese Weise in einen Nebenkeller, welcher ein stark vergittertes Fenster nach der Straße aufwies. Mit aller Kraft wollte ich die Eisenstäbe entfernen, jedoch gelang es mir nur, den mittelsten umzubiegen. Ich entfernte meine Kleider und zwängte mich durch das Gitter auf die Straße, um aus unserem Schützengraben Hilfe zu holen.

Kaum betrat ich die Chaussee, als eine Granate angefaßt kam und mich zu unserem Schützengraben hinüberwarf, wo ich besinnungslos liegen blieb. Als ich wieder zu mir kam, bat ich einige Kameraden um Unterstützung; das feindliche Feuer war jedoch so furchtbar, daß sich keiner aus dem Schützengraben herauswagte. Kurz entschlossen nahm ich eine Axt und lief so schnell wie möglich zu dem Haus zurück, um noch zu retten, was zu retten war. Auf dem Weg kreperte wieder einen Meter von mir entfernt eine Granate; doch wurde mir von den Splittern nicht ein Haar gekrümmt. Mit Aufbietung aller Kräfte durchschlug ich die Wand zum Nebenkeller, und so gelang es mir allein, die verwundeten Kameraden, den schwerverletzten Arzt und sämtliche Insassen zu befreien und an einen sicheren Ort zu geleiten.

„MENSCH SEIN.“

Brief des Gefreiten im
Inf.-Reg. . . Martin Feist,
Frankfurt a.M., der in Frank-
reich gefallen ist.

Im Schützengraben bei Andochy,
2. XI. 14, nachmittags.

Meine Lieben!

. . . Ich will in meinem gestrigen Bericht fortfahren. Die Nacht vom Donnerstag auf Freitag verlief wider Erwarten ruhig. Der Freitag selbst brachte uns etwas Ruhe, und ermattet von den Strapazen, ruhten wir ermüdet in unseren Gräben. Der Schabbos begann, und wieder hieß es, leise sich von einem Schützengraben zum anderen wiederholend: „Tornister packen, alles gefechtsbereit, Seitengewehre aufpflanzen.“ Ein Gefühl des Schauerns durchzog mich, als ich auf diese Weise den Befehl ermittelte: „Heute nacht Sturm.“ Stumm lehnte ich mich an die Brüstung des Schützengrabens, scharf nach vorn auslugend, von wo wir den Feind erwarteten: der volle, eben aufgegangene Mond erleichterte die Aufgabe, das hügelige Gelände zu überschauen. Ich sprach mein Maariwgebet, und dann schweiften meine Gedanken zurück zu Euch, meine Lieben. Ich sah Euch vereint um den sabbathlichen Tisch,

weihevoll und doch besinnlich schiel Mizwoh aufgehend.

Ich dachte an alle Freunde und Verwandte, an ihn vor allem, den teuren Freund, mit dem warmen Herzen und den glühenden Idealen in der Brust. Er ging darin auf, sich immer mehr aufzuringen zu dem Wahren, Schönen und Guten. Er sollte sein Ziel nicht erreichen. Fernab von der Heimat traf ihn die Kugel des Feindes und machte seinem jungen Leben ein allzu frühes Ende; nichts blieb mir von ihm zurück als die Erinnerung an die frohen und trüben Tage der Jugend, die wir gemeinsam verbrachten. Gottes Ratsschluß ist unerforschlich. Und so zogen stundenlang meine Gedanken. Sie hielten inne, als ich der Entsetzlichkeit gedachte, die meine Augen geschaut haben. Ihr Zuhause gebliebenen, was könnt Ihr von Glück sagen, daß es Euch erspart blieb, die Schrecken des Krieges zu erfahren. Könntet Ihr es richtig verstehen, Ihr Reichen, doppelt würdet Ihr Hand und Herz öffnen, um die Not und das Elend zu lindern, würdet Euch groß als Menschen und noch größer in Euren Pflichten als Juden zeigen; Ihr würdet verstehen, daß es in dieser Zeit doppelt am Platz ist, zu spenden und zu geben. Wohl sind Euch in diesem Jahre Einnahmequellen versiegt, ja vielleicht Verluste wahrscheinlich, doch Gott gab Euch ja so viele Jahre des Wohlstands.

Möge auch diese Zeit, so gingen meine Gedanken weiter, reinigend hineinfahren in unsere Frankfurter Gassen, möge man verstehen lernen, daß man bisher zuviel danach gefragt, wer reich, wer arm ist. Weg mit der Anbeterei des Reichtums, entfernen wir diesen Götzen aus unserem Herzen, und unser Frankfurt wird sehen, daß es noch ein Höheres gibt, und das heißt „Mensch fein“. Möge dieser große Moment ein großes Geschlecht finden, möge er uns veranlassen, uns selbst zu erziehen, daß wir nach dem Kriege ein Leben mit neuen Begriffen, neuen Vorstellungen beginnen können.

Der Mond verschwand hinter inzwischen düster aufgezogenen Wolken, meine Blicke verfolgten ihn, wie er sich immer wieder durch die Wolken emporzuarbeiten versuchte. Still und schwarz wurde es um mich her, da setzte rechts von mir ein heftiges Gewehrfeuer ein, die Kanonen donnerten, Maschinengewehre ratterten unaufhörlich, der Angriff der Franzosen begann. Der Morgen fand uns als Sieger; aber manch bravem Kameraden hatte es das Leben gekostet.

Den Samstag verbrachten wir in Ruhe. Ich machte abends Hawdoloh mit kaltem Kaffee aus meiner Feldflasche, einer alten Petroleumfunzel und Zigarre als Besomim, und sang dann für mich allein die Semiraus. Das Vertrauen zu Hakodausch boruchhu begleitet mich von diesem

Schabbos in die Woche hinaus, er wird mich behüten und beschützen, und mit seiner Hilfe werden wir uns gesund wiedersehen.

Es grüßt Euch alle

Euer Martin.

JÜDISCHES LEBEN IN EINER KLEINEN GARNISON.

Brief des Stabsarztes Dr. Max Sichel, Frankfurt a. M.

Afchaffenburg, 3. 11. 14.

Lieber Eugen!

Heute sind es drei Monate, daß ich hier bin. Als ich an jenem Sonntag, während in allen Synagogen die Klagelieder Jeremias ertönten, aus meiner Sommerfrische nach Hause eilte, um tags darauf meinem Gestellungsbefehl zu folgen, da dachte ich nicht, daß ich drei Monate lang von Kanonendonner und Schützengraben verschont bliebe. Unvergeßlich sind mir die ersten Wochen, während welcher sich in glänzender Weise der Aufmarsch vollzog. Wir Sanitätsoffiziere hatten die Aufgabe, die abziehenden Truppen auf ihre Transportfähigkeit zu untersuchen. Diese Tätigkeit begann gleich in der Nacht vom zweiten auf den dritten Mobilmachungstag. Stündlich rückten

neue Mannschaften heran, die nach ihrer Musterung und nach einigen anfeuernden Worten des diensttuenden Offiziers abzogen. Dessen hätte es nicht bedurft; denn die Stimmung war durchweg gehoben, auch ohne daß der Alkohol, dessen Verabreichung an allen Bahnhöfen strengstens untersagt war, das feine dazu tat. Nur ganz vereinzelt kam es vor, daß der oder jener mit einem wirklich vorhandenen Leiden sich seiner Ehrenpflicht zu entziehen suchte.

Das Leben hier spielt sich in dem einer kleinen Garnison eigenen Rahmen ab. Allabendlich trifft man sich in einem der wenigen besseren Lokale, um die Tagesneuigkeiten zu besprechen und auf die letzten Telegramme vom Kriegsschauplatz zu warten. Der Garnisonälteste, der Major des Bataillons, ist der Wortführer, um den sich eine stattliche Gruppe von Offizieren und Sanitäts-offizieren schar. Allabendlich wird hier Europa verteilt, und es ist nur verwunderlich, daß die Russen und Franzosen auch noch ein Teilchen behalten. In einer kleinen Garnison ist naturgemäß die Bevölkerung mit den dort stationierten Truppen schon in Friedenszeit fest verwachsen. Diese Anhänglichkeit ist begreiflicherweise in den gegenwärtigen sturmbewegten Tagen besonders groß, und der Ausmarsch des zur Front abziehenden Nachschubes ist jedesmal ein Ereignis für die ganze Stadt. Die jüdischen Krieger des hiesigen

Bataillons machen einen durchweg günstigen Eindruck; sie verkehren zum Teil in dem jüdischen Speiselokal, das manche Vorzüge, aber auch nicht allzu wenige Schattenseiten hat. In unserem Lazarett hat sich der einzige jüdische Krankenträger zur Front gemeldet; er ist deprimiert, daß seinem Wunsche nicht stattgegeben wurde. In der Synagoge behandelt der Rabbi bei jeder Gelegenheit das zeitgemäße Thema Krieg. Jüngst ließ er sich des näheren über die Frage aus, ob der gegenwärtige Krieg derjenige sei, den die Heilige Schrift für den Vorabend des messianischen Zeitalters ankündigt; aus dem Fehlen verschiedener Anzeichen wird diese von mancher Seite vertretene Anschauung verneint. Die überaus wichtige Frage, ob man am Sabbath einen Säbel tragen dürfe, wurde im Hinblick darauf, daß diese Waffe nicht das Kriterium eines Schmuckes aufweise, ebenfalls negativ beantwortet. Ihm ist, wie er an einem der letzten Sabbathnachmittage ausführte, zu Ohren gekommen, daß ein jüdischer Krieger dem lieben Gott das Vertrauen kündigte, weil sein Kamerad trotz heißen und inbrünstigen Flehens von der feindlichen Kugel nicht verschont geblieben ist. Ein Kaufmann, meinte der Rabbi geistvoll witzelnd, habe doch nicht das Recht, eine Branche zu verurteilen, bloß weil er es in ihr zu nichts gebracht habe. Wenn dem Gebete in jedem Fall die Erfüllung auf dem Fuße folge, gäbe es

kein besseres Geschäft, als recht fleißig die Synagoge zu besuchen.

Die ranghöheren Sanitätsoffiziere sind samt und sonders angenehme Vorgesetzte und zeigen sich im geselligen Verkehr als trinkfeste, bierehrliche Herren, mit Ausnahme des jüdischen Stabsarztes; damit dieser jedoch nicht leer ausgeht, ist ihm die rote Nase zu eigen, die dem Alkohol sicherlich nicht ihr Dasein verdankt. Fast täglich treffen Verwundete ein, aus deren Erzählungen man sich eine ungefähre Vorstellung von den Schrecken machen kann, die der Krieg notwendigerweise im Gefolge hat.

Unter den letzten Ankömmlingen befanden sich zwei Kriegsfreiwillige von 20 und 18 Jahren; der erstere, ein Jurist, Großstadtjude, war kaum acht Tage im Feld, als er mit zerschmettertem Bein zurücktransportiert werden mußte; der andere hat die Sprache verloren vor Schreck über den Tod seines Zwillingsbruders, der, von einer feindlichen Kugel getroffen, neben ihm fiel. Der Todesverachtung, mit der unsere Mannschaften im Feld gegen den Feind vorgehen, würdig, ist ihr Verhalten auf ihrem Kranken- und Schmerzenslager; kaum daß ein ärztlicher Eingriff den Vielgeprüften ein Stöhnen entlockt.

Nun leb wohl und sei herzlich begrüßt von
Deinem

Max.

„SO EIN BISSCHEN FRANZÖSISCH . . .“

B.-H., 4. November.

. . . In G. war es am שבת חהמ"ד [Schabbos Chaulhamoed Sukkaus], unsere Kolonne war nachmittags 4 Uhr eingerückt, und da wir außer einer kleinen Abteilung eines Telegraphenbataillons das einzige Militär am Platz waren, wurde unser Kolonnenführer Oberleutnant W. durch Befehl zum Platzkommandanten ernannt. Wir hatten eben unsere Pferde eingestellt und besorgt und wollten gerade zum Essen gehen — wir waren früh 7 Uhr von S. aufgebrochen und hatten daher gehörigen Appetit —, als es plötzlich hieß: „Antreten!“ und zwar feldmarschmäßig mit aufgepflanztem Bajonett! Unser Herr Oberleutnant trat vor die Kolonne und eröffnete uns, er habe soeben den Befehl erhalten, sämtliche noch anwesenden Einwohner des Dorfes zu verhaften und im Schulhaus zu internieren. Krieg ist Krieg, mußte man sich sagen. Allein so glatt ging die Internierung natürlich nicht ab. Wenn auch die meisten der armen Leute unter Weinen und Schluchzen ihr Haus, Hab und Gut verließen und uns gutwillig folgten, so waren andere, die sich den Grund dieser strengen Maßnahmen nicht erklären konnten, widerspenstig und weigerten sich anfänglich mitzugehen. Ich, sowie mein jüdischer Kamerad, wir mußten mit unserem biß-

chen „Französisch“ unsere ganze Überredungskunst aufwenden, den Leuten die Situation und das Zwecklose ihrer Weigerung klarzumachen, andererseits unsere Herren Kameraden auf deutsch davon zurückzuhalten, Gewalt anzuwenden. So haben wir das Gefühl, ein gutes Werk getan und schweres Unheil von den Leuten abgewendet zu haben . . . Nach fast eineinhalbstündiger Arbeit waren alle Häuser, Scheunen und Ställe des Dorfes durchsucht und sämtliche Einwohner im Schulhaus interniert. Ein Zimmer wurde als Wachtlokal bestimmt, und ich mußte als Dolmetscher auf die Wache ziehen. So hatte ich Gelegenheit, die *הושענה רבא* [Hauschanoh rabbo]-Nacht auch „wachend“ zu verbringen. Denn zum Schlafen kam ich in dieser Nacht in der Tat nicht, kaum zum „Lernen“. Aber sie entbehrte auch nicht der humoristischen Zwischenfälle. Tausenderlei Wünsche hatten die Verhafteten, und jedesmal, wenn einer oder eine das Zimmer verließ, mußte der Posten das im Wachtlokal melden, damit ich die Leute nach ihrem Begehrt fragen konnte. Dieser wollte sein Vieh füttern, eine andere die Kühe melken, damit sie Milch für ihre kleinen Kinder hatte, die hatten noch Betten nötig, andere hatten Teller, Messer, Gabel usw. vergessen, immer mußte einer von der Wache mit aufgezopftem Bajonett zur Begleitung mit. Leicht war die Sache für mich nicht, es gab da häufig Mißverständnisse

oder überhaupt Unverstandensein. So hatte eine ältere Frau ihr künstliches Gebiß zu Hause liegen lassen und konnte infolgedessen nicht essen. Bis ich das heraus hatte, war eine harte Arbeit. Ferner hatte eine Familie sich für den Abend schon einen Kaninchenbraten gerichtet, und der brotzelte daheim auf dem Herd. Nun heißt das Kaninchen auf französisch „lapin“, das wußte ich natürlich nicht. Ich wußte nur, daß „le pain“ das Brot heißt, nun können Sie sich denken, welches Stück Arbeit es für mich war, bis ich herausbekam, was die Leute eigentlich mit ihrem „Brot“ wollten.

Schwierig war auch die Verständigung mit einer Familie, deren Kuh, ausgerechnet an diesem Abend, einem freudigen Ereignis entgegen sah. Ein Urlaub von eineinhalb bis zwei Stunden wurde für diesen feierlichen Akt gewährt. Vier Leute waren zu diesem Geschäft nötig und zwei Mann mit aufgepflanztem Bajonett — ich als Dolmetscher darunter — mußten zur Begleitung mit. So hatte ich auch den darauffolgenden Tag in G. viel Arbeit, und ich war froh, als wir am שמיני עצרת [Scheminiazeres]-Morgen weitere 25 km nach V. vorrückten. Hier auf dem Weg trafen wir wieder ganze Züge von Emigranten, die aus Furcht vor den „Prussiens“ Haus und Hof verlassen hatten, und nun wohl eine bessere Meinung vom Feind erhalten haben und in ihre Wohnungen

zurückkehren wollten. Namenloses Unglück, Elend und Armut hat Frankreich durch diesen mutwilligen Krieg, den diese Ärmsten ebensowenig wollten, wie wir ihn wünschten, über sein Volk gebracht. Hier in B. liegen wir jetzt zwei Tage, unsere Pferde haben wir in dem großen Anwesen eines anscheinend sehr reichen Zuckerrübenbauers Monsieur Secret, der natürlich dummerweise, wie die meisten wohlhabenden Leute, „parti“ ist, eingestellt. In einer Remise seines Gehöftes fanden wir eine komplette Äpfelmahl- und -presßmaschine, wie sie moderner und praktischer kein Sachsenhäuser „Eppelweinverzapper“ besitzen kann. Dieses Monstrum wurde von den Kameraden mit ungeheurem Jubel begrüßt. Zwei große Säcke voll Äpfel waren innerhalb zehn Minuten zusammengebracht, und nun ging das Mahlen und Pressen der Äpfel los. Innerhalb einer Stunde hatten wir einen großen Zuber voll „Süßen“, mit dem A. Rackles, Gebr. Freyeisen oder irgendein anderer Sachsenhäuser Äpfelweinproduzent Ehre eingelegt haben würde. Wofür ich bei der „schönen Müllerin“ auf dem Baumweg sonst 15 Pf. per Schoppen bezahlen muß, das hatte ich hier umsonst und hatte dabei noch die Genugtuung, selbst an dem köstlichen Gebräu mitgearbeitet zu haben. Nur fehlten mir beim „Süßen“ diesmal die lieben Frankfurter Freunde, die sonst mit mir sitzen, und die mir, soweit sie nicht selbst im Feld sind, erst jüngst

einen Kartengruß vom „Süßen“ sandten. Dafür aber waren meine hiesigen Kameraden um so mehr bei der Sache, und ich verschwand beizeiten. Sie sehen, auch an lustigen Episoden fehlt es im Krieg nicht. Ich könnte noch manches andere zum besten geben, doch ich tue das später lieber mündlich. Es grüßt Sie herzlichst

Ihr A.

AUF FELDWACHE AN DER GRENZE.

Rußland, den 4. 11. 1914.

Lieber Schwabauch!

Besten Dank für Deine Postkarte vom 27. Oktober. Heute habe ich Dir allerhand Neues zu erzählen. Also, zuerst einmal nehme ich Deine Gratulation zu meiner Beförderung zum Offizierstellvertreter entgegen; vorerst allerdings ist das ein Titel ohne Mittel, da ich überzählig bin und daher Feldwebellöhnung beziehe. Sonst aber trägt mir die Beförderung manche Annehmlichkeit ein. Das Schönste an der Geschichte ist, daß ich selbständigere Aufgaben übertragen bekomme. Augenblicklich habe ich eine Feldwache hart an der Grenze inne; es unterstehen mir 64 Mann und 4 Unteroffiziere. An meinem Fenster führt eine jener schlecht gebauten und schlecht unterhaltenen Straßen vorbei, auf der täglich eine

große Anzahl von Fuhrwerken, hauptsächlich mit Getreide beladen, der nahen Grenze zurollt. Die Gestalten auf und bei den Fuhrwerken erinnern einen mit ihren dicken Schafspelzen und hohen schwarzen Pelzmützen immer wieder daran, daß man nicht mehr auf deutschem Boden ist.

Aber auch sonst ist das Leben etwas aus der gewöhnlichen Bahn gerissen. Man schläft des Nachts vollständig bekleidet, mit Stiefeln, die elektrische Lampe vor der Brust und den Browning an der Seite. Ich habe mich schnell daran gewöhnt, und da ich von dem Besitzer des Hauses ein gutes Bett mit reinlichen Linnen (Du wirst denken: mit den Stiefeln) bekommen habe, ruffe (terminus technicus militaris) ich großartig. Nur manchmal summt das Telephon neben mir, um mir eine Meldung oder einen Befehl von der Kompagnie zu übermitteln.

Mindestens einmal jede Nacht revidiere ich den Posten und die Leute. Bis gestern piff ein tüchtiger Herbstwind über das Land, und man verließ nicht gern seine sturmsichere Bude. Letzte Nacht aber war es windstill und eine wunderbar helle Mondnacht, so daß man das Vorgelände gut übersehen konnte, Meine Kerle scheinen gut aufzupassen. Bei jeder Instruktion predige ich nur immer wieder: Wenn was kommt, dann möglichst so nahe heranlassen, daß wir die Bande auch zu fassen kriegen. — Jeden Morgen statte ich

meinen Unteroffizierposten einen Besuch ab; der eine ist in einem polnischen Bauernhaus, auffallend durch seinen Schmutz, untergebracht. Der andere haust in einem kleinen Wäldchen in zwei selbstgezimmernten Hütten, die in die Erde hineingegraben sind. Lage, Luft, Wasser usw. lassen den Platz auch für ein Landheim geeignet erscheinen; nur ein bißchen weit ab.

Mein Wirt, der Besitzer einer Dampfägemühle, die aber jetzt stillsteht, heißt Rebbe und ist das, was man auf deutsch einen bekoweten Juden heißt. War das eine Freude, als ich mich als ein Stammesgenosse entpuppte, mit welcher Herzlichkeit wurde ich da aufgenommen, welche Genugtuung für sie, mir all ihr Hoffen und Bangen ausschütten zu können, und welche Freude für mich, mit ihnen des Abends an einem Tisch zu sitzen und mich so ein bißchen wie daheim zu fühlen. Bei uns im Westen stehen auch die bessergestellten polnischen Juden in schlechtem Geruch; sie scheinen uns anmaßend und aufdringlich. Doch wie anders ist es, wenn man sie in ihrem eigenen Milieu kennen lernt. Da pulsiert noch ein mit sich zufriedenes jüdisches Leben, mit einem reichen, in sich geschlossenen jüdischen Inhalt. Die jüdische Note, die wir auf unseren Heimabenden zu finden suchten, ist hier vorhanden. Ich wünschte, daß ihnen ein gnädiges Geschick die Freiheit und damit eine große Entwicklungsmöglichkeit und Auf-

schwungkraft gibt und sie auch weiterhin in ihrem Judentum eine Erfüllung und Hoffnung sehen läßt.

Gestern Abend vergaßen die Leute einmal ihre Angst, und zwei Mädels, von denen die eine wegen ihres fein ausgeprägten jüdischen Typus unter den Offizieren als die „schöne Jüdin“ bekannt ist, sangen mit den Brüdern altbekannte und für mich neue jiddische Volkslieder und Freiheitsgesänge, und ich bedaure nur, daß ich Euch keins davon mitbringen kann. Ein kleiner zweijähriger Bengel mit einem einnehmenden Kindergesicht hat schon ein bißchen Melodie und Text von „Deutschland, Deutschland über alles“ heraus und mußte es zu meinem Gaudium zum besten geben. Augenblicklich studiert er an „Die Veiglein im Walde“ usw., das die erwachseneren Geschwister von den durchziehenden Soldaten schon abgehört haben. Zum Schluß sang uns der Kleine dann noch ein jüdisches Wiegenlied, und dann mußte er ins Bett.

Wir saßen noch lange beisammen, und ich werde diesen „Heimabend“ in Feindesland nicht vergessen.

Leb wohl.

Schalom und herzliche Grüße

Dein

Wertheim.

EIN JUNGER RABBINER — RITTER DES EISERNEN KREUZES.

Brief des Oberarztes Dr. N.
an den Israelitischen Jugend-
bund, Lörrach:

Vor Ypern, 21. November 1914.

Soeben erhalte ich das Liebesgabenpaket vom 21. Oktober. Durch die Sendung war ich ebenso überrascht als erfreut.

Wie ich sehe, vergißt der Jugendbund auch seine Mitglieder im Feld nicht. Ich bin aber auch überzeugt, daß jeder einzelne das Möglichste tun wird, seinem Verein zum Stolz zu gereichen.

Es wird uns Juden später niemand nachsagen können, daß wir feige in diesen schweren Kampf gezogen sind. Gestern erst erzählte mir ein Major, daß das erste Eiserne Kreuz im Bataillon ein junger Rabbiner aus Straßburg bekam, der dazu einstimmig von seiner Kompagnie vorgeschlagen wurde.

Ein jüdischer Freund von mir, ein Unteroffizier aus Mülhausen, bekam nicht nur das Eiserne Kreuz zweiter, sondern auch erster Klasse. Eine solche Auszeichnung bekommt der gemeine Mann bzw. der Unteroffizier nur für außerordentliche Heldentaten.

Auch unser Jugendbund hat durch sein Wirken seine Mitglieder zu Männern erzogen, die sich ihrer Pflichten ihrem Vaterland gegenüber bewußt sind.

In diesem Sinn nochmals besten Dank für die schönen zugesandten Dinge.

Mit bestem Gruß

Dr. N., Oberarzt.

DER KOSCHERE GÄNSEBRATEN.

... Auf dem weiteren Marsch hielt ich nochmals einen russischen Bauernwagen an und erstand eine weitere Gans, leider hatte ich keine 25 Pf.-Stücke, es hätte mir auch wenig genützt, denn der Jude erkannte mich als Glaubensgenossen und verlangte drei Mark, mit zwei Mark wurden wir handelseinig. Schnell wurde es wie ein Lauffeuer durch die Kolonne bekannt: A. hat zwei Gänse ergattert, und schon höre ich im Galopp unseren Oberleutnant nahen. „A.,“ schreit der Ober schon auf 30 m Entfernung, „wo sind die Biester?“ An den Füßen hoch erhoben präsentiere ich ihm die Weißgefiederten, und freudig wünscht er im Bunde der Dritte zu sein, als Zweiter der Wachmeister, die Kolonnenmutter.

Beim nächsten Halt fassen wir einen Juden, und drei Minuten später sind die Kapitolverräter

streng rituell geschächtet. Beim Einmarsch in unser Ziel Olkusz wird auf Befehl des Oberleutnants für mich Quartier gemacht, und ich muß für den Gänsebraten sorgen. Ich fand auch bald eine gute jüdische Familie, die sich freute, daß auch ich ein Jude bin, und als ich sagte, daß sieben Juden mit mir gekommen sind, da war der Freundschaftsbund geschlossen.

Aber mein Gott, wie sah es in der Küche aus: Salon, Wohn-, Schlafzimmer, Schneiderwerkstatt und Küche, alles war eins. Ein Zimmer mit einem Bett war vermietet. Na, auf dem Herd machte ich schnell Ordnung, und das war kein leichtes, denn die Familie bestand aus 14 Köpfen, das Kleinste war fünf Monate alt, und so ging es in die Höhe bis 21 Jahre. Die Frau stand in dem Renommee, eine famose Köchin zu sein, nach dem Grundsatz, die Liebe geht durch den Magen, und diese Devise hatte sich der Gatte als sein Motiv zu eigen gemacht. Die Federn und das Jung überließ ich der Köchin, nur die zwei Mägen habe ich mir ausbedungen.

Abends neun Uhr war Diner angesagt, und pünktlich versammelten sich acht Unteroffiziere, fünf Gefreite und der Herr Oberleutnant an der Spitze. Das vermietete Zimmer wurde schnell zu diesem Zweck ausgeräumt und der Tisch schön dekoriert, dabei herausgeholt aus den Schränken, daß den Leuten nur so angst wurde. Unser Ober-

leutnant war ganz paff, wie ich mich mit allem so zurecht fand und kam von einer Überraschung in die andere, er fand im Moment keine Worte, sagte aber „Ah, ah“ und schüttelte den Kopf. Er ließ 30 Bierflaschen, der Wachtmeister 10 anfahren.

Schnell hatten die beiden hübschen Töchter den Hals und die Hände gewaschen, denn das war dringend notwendig — Reinlichkeit ist hier sehr verpönt! — weiße Schürzen umgebunden und mit Servieren begonnen. Beim Oberleutnant mit zwei Platten angefangen und links und rechts weitergegeben. Alles hatte glänzend geklappt, und die Stimmung war entzückend. Die Beilage bestand aus Salzkartoffeln, die beim Anrichten mit heißem Gänsefchmalz übergossen wurden, dazu noch einige Salzgurken, also ein gutes Friedensessen im größten Kriegsgetümmel in Feindesland, denn knapp 5km vom Quartier entfernt war am Tag vorher eine Kosakenpatrouille abgeschossen worden.

DER VERBANDPLATZ IM GRANAT- FEUER.

Brief des Dr. Max Kirschner, Sohn des Professors Kirschner, des ersten Kantors der israelitischen Kultusgemeinde in München.

Mein Telegramm wird wohl längst in Eurem Besitz sein, wenn dieser Brief bei Euch eintrifft.

Ich muß Euch aber doch Näheres über meine Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz erzählen. Ich war wie aus den Wolken gefallen, als mir der Hauptmann gestern mitteilte, er habe mich für eine Dekoration vorgeschlagen, und zwar, nachdem er sich mit allen Offizieren besprochen hatte, und diese ihm einstimmig beigepflichtet hatten. Groß war meine Überraschung, als am Abend die Dekorationen ankamen, für mich ein Eisernes Kreuz, die ehrendste und erhabenste Auszeichnung, die einem Soldaten zuteil werden kann. Ein Orden, vor dem ich immer eine Scheu und Verehrung hatte, und den sollte ich tragen. Ich stand als Erster auf der Vorschlagsliste der Kompagnie; den Orden erhielten noch der Hauptmann, der älteste Leutnant und drei Unteroffiziere. Ich war eigentlich beschämt; denn ich hatte immer das Gefühl, nie mehr als meine Pflicht getan zu haben.

Ich weiß nicht, ob ich Euch die Ereignisse erzählte, für die ich nun so ehrenvoll bedacht wurde; denn diesen Orden erhielt ich, was besonders betont wurde, als ganz persönliche Auszeichnung. Von dem blutigen schrecklichen Tag, dem 25. August, schrieb ich Euch. Daß ich allein im Wald über drei Stunden im Granatfeuer einen Verbandplatz unterhielt, ca. 100 Verwundete versorgte, alle von fremden Regimentern, deren Ärzte nicht zugegen waren, — das war die erste Veranlassung. Dann wurde der Vorschlag noch damit begründet,

daß ich bei der Ankunft in dem Höllenest . . . in finsterner Nacht mit einer Patrouille ins verlassene Dorf durch die brennenden Straßen ging, sechs verwundete Franzosen in einem Haus verband, sie von dort entfernen ließ, da dies Haus auch vom Feuer ergriffen wurde, und so zur Rettung dieser Leute beitragen konnte. All dies empfand ich als nichts Besonderes, aber es genügte der Division, mir das Eiserne Kreuz zu-zuerkennen. Besondere Befriedigung gewährte mir auch die Freude, mit der die Offiziere mir neidlos die Dekoration gönnen, und meinen Ablehnungsversuchen die Versicherung entgegen-setzten, daß ich mit vollster Berechtigung das Zeichen tragen dürfe. Als ein Beweis des Ein-vernemmens kann ich wohl anführen, daß wir uns gestern abend alle geduzt haben, nachdem oder trotzdem ich am Tag vorher zum ersten Mal eigentlich von meiner Religion ostentativ gesprochen hatte. Also immer ein schönes Zeichen des Zu-sammenhaltens und treuer Kameradschaft.

DIE WELTLITERATUR IM JARGON.

Skodnicki Duze bei Lodz, den 29. 11. 14.

Meine sehr Lieben!

Heute ist es mir möglich, Euch mal etwas ausführlicher zu schreiben. Gestern kam nach fast

drei Wochen endlich wieder Post, u. a. ein Bild der lieben Ida mit Hannahlein, einfach süß, eine Karte von Alfred vom 4. 11., eine Karte der lieben Mutter vom 14. 11., zwei Kartons von Käthe. Besten Dank hierfür. Bis jetzt sind zwei Paketwaggons durch Kolonnen für unser Korps gekommen. Drei Waggons stehen noch in Kruschwitz mit Paketen. Funktionieren tut die Post noch immer miserabel. Ich hatte allerdings Glück, indem ich gestern von der lieben Ida einen Brief vom 2. 11. erhielt. Johannisburg muß jetzt sehr übel aussehen. Anfang November waren wieder die Russen dort und haben übel gehaust. Sogar Schenks flüchteten nach Königsberg. Von unserer Wohnung und unseren Sachen werden wir wohl nichts mehr vorfinden. Doch das ist schon alles gut, wenn wir uns nur alle gesund und wohl wiedersehen werden!

30. 11. 14.

Gestern ging uns unsere Azetylenlampe aus, daher schreibe ich heute weiter. Ihr habt Euch gefreut, daß ich immer noch Gelegenheit finde, meine religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Wer nicht gerade mit geschlossenen Augen durch Polen zieht, kann nicht achtlos an unseren Glaubensgenossen vorübergehen. Vorigen Donnerstag z. B. in . . sprach ich einen Glaubensgenossen an und fragte, wie ich es immer tue, ob ich

dort koscher essen könnte. Also begab er sich zum ersten Vorsteher der jüdischen Gemeinde. Dieser, ein feingebildeter, in jüdischen wie in profanen Wissenschaften wohlbewandelter Mann, kam sofort zu uns ins Quartier und bat mich zu sich. Quartier konnte ich nicht von ihm annehmen, wohl aber Abendessen, und ich verlebte einige anregende Stunden in diesem Haus. Ein Sohn ist Bildhauer, studiert in Paris, die Tochter in Berlin Musik. Nette, junge Menschen, die dem Glauben ihrer Väter treu anhängen, dabei durchaus modern und fein durchgebildet sind. Das findet man in Polen überhaupt viel, den Drang nach Fortbildung. So schrieb ich Euch doch gelegentlich, daß ich in Südpolen in einem kleinen Nest, Tshedlowitz, bei einfachen Leuten junge Männer und Mädchen traf, die die Weltliteratur im Jargon besaßen und genau über Shakespeare, Ibsen, Schiller, Goethe, Lessing usw. Bescheid wußten. Viele sind Zionisten. Jeder unserer Glaubensgenossen erzählt uns dasselbe: von der Not, die sie durch die Russen erleiden. Die Polen denunzieren die Juden, die sie mit Deutschen identifizieren. Die Polen bemalen ihre Häuser mit weißen Kreuzen und stellen Heiligenbilder ins Fenster, damit sie gleich als Nichtjuden kenntlich sind. Unsere Leute haben aber die Polen längst erkannt, und speziell meine Kompagnie ist durch mich genügend aufgeklärt.

Am Sonnabend vormittag hatte ich in meinem Zimmer eine große Sprechstunde, natürlich unentgeltlich. Über vierzig Kranke, mit Anhang, konsultierten mich. Außerdem machte ich noch einige Besuche. Große Freude in der Stadt. Und ich hatte meine Befriedigung. Aber auch sonst kann man helfen und nützen.

So, nun habt Ihr wieder mal einen Brief von mir gehabt und auf diese Weise nicht die schlechteste Seite des Kriegslebens kennen gelernt.

DIE MIKWAH ALS BADEANSTALT FÜR SOLDATEN.

Im Felde, den 3. Dezember 1914.

Lieber Kurt!

Seit drei Tagen bin ich nun beim Lazarett in W. in Ruffisch-Polen; der Grund war Bronchialkatarrh, doch befinde ich mich bereits auf dem Wege der Besserung und hoffe, bald wieder zur Kompagnie zurückkehren zu können . . . Hier im Orte sind unter 12000 Einwohnern zirka 4000 bis 5000 Juden, die vorzugsweise Handel und Restaurationen betreiben. Ich habe mich beim Herrn Rabbiner einquartiert und kann somit manchen Blick in das Leben unserer Stammesgenossen werfen.

Gestern nahm ich seit vielen Wochen zum ersten Male ein Bad; nicht anderswo konnte ich ein solches finden als in der Mikwah. Es war aber ein tadelloses Wannenbad, das wunderbar erfrischte. Neben der Mikwah befindet sich das Bes hamidrasch, wo eine Art von Jeschiwah gehalten wird. — Zu Hause, d. h. beim Rabbiner, wird Schäß gelernt, der bekannte Tonfall wird mir lange im Gedächtnis bleiben. Eine eigenartige Tafelmusik zu den guten und billigen Mahlzeiten. Gestern habe ich zum ersten Male von der eigenartigen, aber wohlschmeckenden Brühe „Borscht“ gekostet. Heute, Donnerstag, macht man überall „reine“ für Schabbos. So sieht man in wenig Tagen genug Jüdisches. Wenn ich mich nicht so sehr freute, daß ich bald wieder zur Front zurück kann, würde ich bedauern, den Schabbos hier nicht verbringen zu können. In kurzer Zeit ist Chanukah. Laß Dir's gut gehen und gedenke unserer neuen Makkabim in Erez Israel.

Mit herzlichsten Grüßen an Dich, . . . an den Jüdischen Verlag und die „Sächsische Straße“ überhaupt

Dein

Theo Harburger.

MAKKABÄERBLUT.

6. Dez. 14.

Das mir gütigst zugesandte Paket hat mich freudig überrascht, ich sage hiermit der Jüdischen Turnerschaft sowie der dritten Frauenabteilung für den extra beigelegten Ohrenschützer meinen herzlichsten Dank.

Das beigefügte Schreiben habe ich ebenfalls mit großem Interesse gelesen; das für uns so erhebende Chanukahfest wird dieses Jahr jeder von uns mehr empfinden als sonst.

Mit Freude können wir konstatieren, daß das Makkabäerblut noch in unsern Adern rollt, und bis zum letzten Atemzug wird ein jeder seine Pflicht und Schuldigkeit tun und kämpfen. Wenn auch mancher von uns nicht mehr wiederkehren wird, so ist das Blut in diesem Krieg auch für uns nicht umsonst geflossen, und der Geist wird neu auferstehen. Ich selbst freue mich, mitteilen zu können, daß ich schon fest im Feuer gestanden habe, und sollte es Gottes Wille sein, daß ich falle, so habe ich nur den Wunsch, so lange mitkämpfen zu können, bis die allerletzte Schlacht in diesem Krieg vorüber ist.

Ich würde mich freuen, von der Turnerschaft von Zeit zu Zeit einen allgemeinen Bericht zu erhalten.

Mit treujüdischem Turnergruß verbleibe ich, indem ich noch allen lieben Turnbrüdern und Turnschwestern ein kräftiges Hedad zurufe

Ihr

Gustav Wolfermann.

In Ermangelung von Tinte und Feder mußte ich den Brief mit Bleistift schreiben, bitte daher um Entschuldigung, auch habe ich keinen Tisch, sondern muß den Erdboden benutzen.

Mit wiederholtem Gruß

D. U.

JUDAS KAMPF.

Brief des Landwehmanns
Alfred Weil, Landwehr-Inf.-
Regt. 53.

Departement Oise, 7. Dez. 1914.

19. Kislew 5675.

Lieber Blau-Weiß!

Es freute mich sehr, durch meinen lieben Wanderbruder Dr. Simon von der regen Weiterentwicklung unserer idealen Bestrebungen zu hören; ich wünsche auch fernerhin von ganzem Herzen, daß wir jeden Tag unserem Ziel näherkommen. Wenn wir auch im Verlauf des jetzigen Krieges so manchen herben Verlust durch den

Heldentod von lieben Wanderbrüdern wahrscheinlich zu beklagen haben werden, so müssen eben die übrigen, an deren guten Willen ich keinen Augenblick zweifle, doppelte Kraft einsetzen.

Nachstehend gebe ich Euch ein kleines Bild von einem jüdischen Feldgottesdienst, dem ich vorgestern, Schabbos nachmittag 3 Uhr, zusammen mit 30 anderen Kameraden in einem eigens dafür hergerichteten Schulzimmer beiwohnte. Das Pult war mit einem weißen Tuch bedeckt, und davor stand eine Gewehrpyramide, die von Blumentöpfen mit niedlichen Zimmerpflanzen umgeben war. Abgehalten wurde der Gottesdienst durch einen sehr netten, als Feldprediger uniformierten Berliner Rabbiner. Anlehnend an den an diesem Tag in allen Synagogen vorgelesenen Thoraabschnitt, 1. Buch Mose Kap. 32, besprach er in eingehender Weise, daß auch Jakob lange Jahre mit Gott und den Menschen geduldig kämpfte und zum Schluß, nachdem er von Gott mit dem Namen Israel gesegnet war, den Sieg davontrug. So sollen auch wir den uns von unseren Feinden aufgezwungenen Krieg und die damit verbundenen Opfer, Entbehrungen und Strapazen mit Geduld und Ausdauer ertragen, da unser gerechter Kampf schließlich zum Sieg bzw. dauernden Frieden, um den Deutschland eigentlich kämpft, führen muß. Wir Juden müssen schon seit Jahrhunderten gegen die Lügen und

Verleumdungen, die stets über uns und unseren Glauben verbreitet wurden, ankämpfen, und nun muß Deutschland wohl nur für kürzere Zeit gegen die lügnerische ausländische Presse denselben Kampf bestehen. An uns Juden, die wir stets um unserer Existenz willen mehr als unsere Pflicht zu erfüllen haben, liegt es jetzt, durch äußerste Pflichterfüllung und Selbstlosigkeit unsere spätere Lage zu verbessern, wozu jeder einzelne von uns unter Anstrengung aller Kräfte gern beitragen wird.

Im Anschluß an die sehr ergreifende Rede verrichteten wir mit tiefer Inbrunst unser Minchah-gebet und beteten für die auf dem Feld der Ehre gefallenen Brüder Kaddisch. Eine besondere Weihe erhielt unser Gottesdienst durch das Geräusch der in unserer Nähe platzenden feindlichen Artilleriegeschosse, die jedoch keinen Schaden anrichteten. Zum Schluß schrieben wir in das Notizbuch des Feldpredigers nach Schabboschluß unsere und unserer Angehörigen Adresse und verabschiedeten uns auf ebenso herzliche wie kameradschaftliche Weise von ihm, mit dem Gedanken, recht erhebende Stunden zusammen verbracht zu haben. In geschlossenen Abteilungen rückten wir ab, um hernach zu unseren Kompagnien, die teils verstreut in Gefechtslinien liegen, zurückzukehren.

Ich verbleibe unter den herzlichsten Grüßen mit Hedad

Alfred Weil.

„JIRE.“

Bruß, 5 km westl. Lodz, 8. 12. 14.

Mein geliebter Onkel!

Gestern wurde ich durch Deine lieben Zeilen und die ausgezeichneten Zigarren aufs freudigste überrascht; ich weiß nicht, was mich mehr erfreut hat, die guten Zigarren oder Deine herzlich guten Worte; beides bezeugt mir Dein liebevolles Gedenken, und das tut wohl, besonders in diesen ernstesten Zeiten, wo Zusammengehöriges sich aus innerem Bedürfnis enger zueinander findet. In den Tagen der Ruhe zogen meine Gedanken oft zu Dir, mein lieber Onkel, und zu Dir, meine liebe Tante, und ich erlebte das Schwere mit, das Euch durch Fritzens Gestellung betraf. Nun höre ich zu meiner großen Freude, daß er bereits zum Unteroffizier ausgebildet wird, und es erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß, wenn er sich beeilt, er noch Offizier werden kann.

So wird uns Juden endlich Gerechtigkeit widerfahren, und wir sollten nichts scheuen, keine Strapaze und kein Opfer, um dieses Ziel in würdiger Weise zu erreichen. Ich bin unendlich stolz, mitkämpfen zu dürfen für das geliebte, bewunderungswürdige Vaterland, und weiß zu jeder Stunde, daß eine besondere Verantwortung auf jedem Juden ruht, immer und immer wieder zu

zeigen, daß man bereit ist, sein Leben für die deutsche Sache hinzugeben, um dadurch die Gleichwertigkeit des Juden in seiner Liebe für das Vaterland zu beweisen.

Ich erlebte Seltfames in diesem Krieg gerade als deutscher Jude bei der Begegnung mit den polnischen Juden. Wie eine andere Art Mensch hebt sich der arme polnische Jude von seiner polnischen Umgebung, den polnischen Bauern, ab. Er ist nicht Pole wie sie, sondern Deutscher, seiner Sprache nach und seinem ganzen Empfinden. Wie ein Wunder wirkte es auf mich, als ich zum ersten Mal in eine jüdische Familie unter der verkommenen, verschmutzten polnischen Bauernbevölkerung geriet. Während die Bauern verstockte Deutschenhasser sind, in tierischer Dumpfheit und ekelhaftem Schmutz leben, drängte sich mir bei dem Einblick in das häusliche Leben der Juden die unabweisliche Erkenntnis auf, daß im Juden etwas Besseres, Edles, ethisch Wertvolles lebt, das seinem Familienleben eine gewisse reinigende Kraft und Weihe verleiht, und ich fühlte, daß der Grund hierfür in der Religion der Juden liegt. Die Religion allein unterscheidet den Juden von dem Polen, woher anders als daher könnte dieser allzu deutlich sichtbare Unterschied im Menschentum des Juden von dem Polen kommen, mit dem er doch sonst alle Lebensbedingungen, dieses elende, jammervolle, erbarmungswürdige Dasein teilt. Es

rührte mich tief, wie diese Juden ihre Religion ausüben, in aller Not und Gefahr das von den Vätern überkommene Gebet sprechen, wie allein die Juden unter den Polen das Haus reinhalten und die Frau ehren. Das war „Jire“, das war angeborener natürlicher Anstand, hier erlebte ich den Geist des Judentums als Religion in seiner wunderbar reinigenden ethischen Kraft, und ich betrachtete es als meine Aufgabe, meine Kameraden auf diese sichtbaren Zeichen besseren Menschentums stets hinzuweisen, um hier, wo alles in der Not des Krieges menschlicher fühlt, für die jüdische Sache zu wirken, indem ich zunächst einmal mich selbst stets als Jude bekannte und ihnen zugleich die polnischen Juden menschlich näher brachte.

Augenblicklich erlebe ich Großes: Die Russen fliehen in der Richtung auf Warschau. Wir verfolgen sie, ihre Verluste sind gräßlich. Aber ich habe das Mitleid mit diesen Tieren, diesem Herdenvieh, verlernt. Wir Deutschen müssen erbarmungslos darauf los schlagen, und das tun wir, Gott sei Dank!

Nun ein herzliches Lebewohl! Ich grüße Dich, mein geliebter Onkel, und die geliebte Tante herzlich und umarme Dich in treuer Liebe.

Dein Dich herzlich liebender Neffe

Kurt.

VORBEREITUNGEN ZUR CHANUKAH- FEIER.

Aus einem Brief des Feld-
unterarztes Emil Salomon.

St. Juvin, 8. 12. 14.

. . . Wenn wir hier bleiben, hoffe ich einen angenehmen Chanukah zu erleben. Otto S. in M. war so freundlich, mir gestern 44 Kerzen mit blechernem Gesteck und Streichhölzern zu senden, so daß ich allabendlich anzünden kann. Zum Sonnabend, dem ersten Chanukahabend, versammle ich bei mir alle hier anwesenden jüdischen Soldaten, es sind im ganzen etwa sechs, unter ihnen ein dreiundzwanzigjähriger Kantor, der zuletzt in Bingen war. Er besorgt mir ein Hühnchen und schächtet es, ein anderer jüdischer Musketier, früher Koch in Paris, wird den Braten schmackhaft zubereiten. Wir werden „Moaus zur“ singen und uns wohlfühlen. Ich, als das große Tier unter ihnen, werde für Wein und Grog Sorge tragen.

DER KAISER AN DER FRONT.

Brief des Unteroffiziers im
Landwehr-Inf.-Reg. . . Hugo
Henle, Heilbronn.

D., 10. 12. 1914.

Mein lieber Freund!

Meine letzte Karte hat Dir hoffentlich keinen Schrecken eingejagt. Weißt Du, ich bin nervös geworden, um all das bisher Erschaute und Erlebte verarbeiten zu können, gehört eine Bärennatur und eiserne Nerven. Ob ich die heute noch in genügendem Maß besitze, weiß ich nicht. Die fünf Monate, die ich nun beinahe im Krieg bin, haben mich mürbe gemacht; und es gibt täglich neue Eindrücke, die sich nicht verwischen lassen.

Wir waren und sind noch täglich heftigem Artilleriefeuer ausgesetzt, 5 m vor meinem Fenster schlug vor einigen Tagen eine Granate ein, glücklicherweise ohne Schaden anzurichten, ein Granatstück flog tags darauf durchs Fenster und verletzte unseren Schuhmacher tödlich; schon mehrere unserer Kameraden mußten ebenfalls ins Gras beißen. Wir zählten dieser Tage in einer Stunde über 150 Granat- und Schrapnellschüsse, die rechts und links, vor und hinter uns einschlugen. Da ich beim Bataillonsstab bin, habe ich unsere Stellungen genau zu kennen und auf-

zuzeichnen, ebenso die feindlichen Stellungen; ich bin lieber im Schützengraben als im Hause. Kaum wird es dunkel um vier Uhr, so muß man doppelt vorsichtig sein, um eventuellen feindlichen nächtlichen Angriffen mit dem nötigen Nachdruck begegnen zu können. Wir sind mit allerhand Hilfsmitteln für den Nahkampf versehen, Maschinengewehre, Scheinwerfer, Leuchtpistolen, Handgranaten, Drahtverhaue und Wolfsgruben, Bomben, teuflische Mordwaffen, die selbst unser modernes zwanzigstes Jahrhundert noch nicht kannte. Wir haben gestern große 21 cm-Mörser heranbekommen, um uns die Russen etwas mehr vom Leibe zu halten. Ich habe wiederholt die Erfahrung gemacht, daß man die Russen nicht unterschätzen darf, speziell im Einbuddeln. Der Russe gräbt sich in einer unheimlich kurzen Zeit ein und arbeitet sich nachts vorwärts durch Anlegen von Schützengräben, die er durch Laufgräben verbindet. Des Tags stören wir ihn in seinen Arbeiten durch Bestreuen des ganzen Geländes durch unsere Artillerie und Maschinengewehre, sobald sich irgend etwas zeigt; aber des Nachts, schon beim Dunkelwerden, werden russische Arbeitskommandos vorgetrieben — teils ohne Gewehr, — die sich an unsere Stellungen heranarbeiten müssen. Ein kleiner Unteroffiziersposten wurde kürzlich nachts zurückgetrieben, da er von überlegenen Kräften angegriffen wurde, nach zwei

Stunden, als wir die Kerls wieder verjagten, waren sie schon dabei, einen 150 m langen stehenden Schützengraben zu beenden. Sie liegen uns jetzt etwa 400 m gegenüber, haben allerdings den Vorteil, daß sie Unterstützungen, gedeckt durch hintere Schützen- und Laufgräben, heranziehen können. Da es um fünf Uhr schon stockdunkel ist und noch dazu abnehmender Mond, so heißt es höllisch auf dem Posten sein. Der Russe schont ja kein Menschenmaterial, die armen Kerls werden vorgetrieben, nötigenfalls mit der Knute. Dazu wird ihnen, nach glaubwürdigen Ausfagen von Gefangenen, Deutschland als das Land der Barbaren vorgestellt, das auf der tiefsten Stufe der Kultur steht; es wird ihnen beispielsweise vorgelogen, daß sämtliche Gefangene an Bäumen aufgehangen werden, daß es kaum einen Baum gibt, an welchem keine Russen hängen. Die armen Kerls glauben das natürlich, und als gestern ein russischer verwundeter Gefangener weggefahren wurde, zitterte er wie Espenlaub und heulte, bis wir dann durch ein Bekenntnis obiges erfuhren.

Über den Aufenthalt im Schützengraben ließen sich allein Bände schreiben, man ist zum reinsten Höhlenmenschen geworden, gräbt, buddelt den ganzen Tag. „Villen“, wie „Asyl für Obdachlose“, „Herberge zur Heimat“, „Glück im Winkel“ reihen sich aneinander. Was von den noch stehenden Häusern unseres Dorfes an Ein-

richtung aufzutreiben ist, wird rangeschafft — requiriert ist der richtige militärische Ausdruck dafür —, und man steckt so wenig wie möglich die Nase über die Brüstung, um nicht mit blauen Bohnen unangenehme Bekanntschaft zu machen. Man lebt darin den ganzen Tag, nimmt seine Morgentoilette vor — nicht immer —, empfängt Liebesgaben, sorgt für den nötigen Verbrauch von Tabak und alkoholischen Getränken, empfängt Briefe und Pakete, Zeitungen, unterhält sich über die Wirkung unserer Granaten, nimmt auch, wenn zugänglich, eine Entlausung seines persönlichen Ichs vor, träumt von der Gefangennahme von wieder mal 83625 Russen, wobei man selbst feste mitgefochten hat, die Musik spielt eine neue Nationalhymne, ein Tambour schlägt einen Wirbel und noch einen Wirbel, man bekommt einen Stoß von seinem Nebenmann, der aus der Höhle stolpernd dem Ausgang zustrebt, um Dir zu verkünden, daß der Feind wieder feste losballert — also wieder mal ein Traum gewesen.

So wechseln heitere und ernste Bilder, nur hinterlassen letztere tiefere, unvergeßliche Eindrücke, die sich oft zentnerschwer aufs Gemüt legen.

Daß ich Ende November einen Gottesdienst von Rabbiner Dr. Sonderling aus Hamburg mitmachte, schrieb ich Dir bereits, es war dies ein wirklich schöner, bedeutungsvoller Tag. Die Art

und Weise, wie er mit uns sprach, war so schlicht, so treffend und packend, daß unser sonst härter gewordenes Soldatenherz butterweich wurde, aber es war vielleicht nötig, und wir fühlten uns nachher sicher alle leichter ums Herz als zuvor. Wir verbrachten noch den ganzen Nachmittag mit Dr. S., und er erzählte mir, wieviel Schwierigkeiten er zu überwinden hatte, bis er als Geistlicher nicht nur zugelassen, sondern auch bestallt wurde. Es wirken im Westen sechs Rabbiner, im Osten zwei, Rabbiner Dr. S. ist dem Armeeoberkommando zugeteilt. Er trägt Uniform, hat Offiziersrang, und wie er mir sagt, hat er sich in seinem neuen Amt durch allerlei Schwierigkeiten jetzt ganz gut zurechtgefunden. Eine große Überwindung mußte es für ihn gewesen sein, mit dem Koschereffen abzurechnen, aber im Krieg gibt's auch Ausnahmen, und schließlich kann man ja nicht verhungern. Ich hoffe, mit Dr. S. noch öfters zusammenzukommen.

Der Kaiserbesuch hier im Osten verlief sehr ruhig, wir in den vordersten Reihen haben ihn ja nicht zu sehen bekommen, auch wird die Sache geheim gehalten. Von jedem Bataillon wurden einige Leute gestellt — hauptsächlich dekorierte — Bedingung tadelloser Anzug, tadellose Waffen usw. Ich dachte mir beim Durchlesen dieses Befehls, daß etwas ganz Besonderes los sein müsse, da dieser Punkt an erster Stelle im Divisionsbefehl

stand. In D., resp. vor dieser Stellung wurden die Betreffenden vorgeführt, und der Kaiser überzeugte sich von dem tadellosen Zustand seiner Ostarmee. — — —

Deinen lieben letzten Brief vom 25. 11. habe ich Dir durch Karte bereits bestätigt. Ich werde einem Kameraden Deine Adresse geben für eventuelle Fälle. Die Witterung ist gegenwärtig sehr milde, die Sonne scheint jetzt so schön wie im Herbst, und wenn auch die Wege noch grundlos sind, so wird auch diesem Übelstand bald abgeholfen sein. Mit den Zeilen Deiner lieben Eltern habe ich mich riesig gefreut, und bitte ich Dich, ihnen nochmals meinen Dank für ihre Zeilen und Glückwünsche auszudrücken. Wenn alle die Wünsche, die mir von allen Seiten in so großer Zahl entgegengebracht werden, in Erfüllung gehen, so darf ich wohl frohen Mutes der Zukunft entgegensehen. Bis dahin will ich weiter in der Ausübung meiner Pflicht wirken zum Wohle des Vaterlands! Also weiter Heil und Sieg!

Grüße bitte alle Bekannten, Deine Schwester und Mann und sei selbst herzlich begrüßt

von Deinem treuen Freunde

Hugo.

EINE GEMÜTLICHE ERDWOHNUNG.

Brief des Kriegsfreiwilligen
in einem Ersatzbataillon Isak
Meyer.

Feuerstellung bei B. B., 11. 12. 14.

Liebe Turnbrüder!

Für Ihr so liebes Schreiben und die freundliche Gabe danke ich Ihnen herzlich. Wissen wir alle, die wir im Felde stehen, ja zur Genüge, welche Bande uns mit all den lieben Turnbrüdern verbinden, so ist man doch immer wieder erfreut, wenn durch einige Zeilen schön verbrachte Zeiten in Erinnerung auftauchen. Ich darf wohl sagen, daß die Zeit, die ich in jüdischen Turnvereinen verbrachte, speziell die Zeit im Kölner J. T.-V., mit die schönste meines Lebens war. Und als ich zu Anfang des Feldzuges mit der verhältnismäßig kleinen Gruppe von 42 Leuten singend durch die Straßen Lüttichs zum deutschen Gouvernement zog, da durchzuckten wohl ähnlich stolze Gefühle die Brust wie derzeit, als wir vor Jahren in Köln zum ersten Mal als jüdische Turner vor die Öffentlichkeit traten . . .

Wir haben es uns hier, soweit Zeit und Umstände es erlauben, recht gemütlich gemacht. Ja, wir wohnen jetzt hier draußen bei unseren Geschützen viel geräumiger als dies sonst in Quar-

tieren zu sein pflegt. Unsere Geschützbedienung verfügt jetzt über zwei halb im Boden liegende Schlafräume für je vier und fünf Leute, über eine Küche, über einen großen Wohnraum und einen splitter sicheren Unterstand. Da staunt Ihr wohl! Solche baulichen Anlagen kann man sich während des langwierigen Festungskrieges erlauben. Vorgestern Abend haben wir den neuen Wohnraum eingeweiht. Wir hatten da viele selbstgeladene Gäste. Den Ehrenplatz an der Schmalseite der Tafel nahm unser Offizierstellvertreter ein. Und zwanglos grupperten sich an den anderen Plätzen noch 18 Kameraden. Rauchmaterial war genügend vorhanden, auch an Trinkbarem fehlte es nicht. Das alles mit dem notwendigen Licht hatte gleich unser Batterieoffizier mitgebracht. — Es ging dann hoch her bei uns. Die Hauskapelle trat in Tätigkeit. Ob wir Musikinstrumente haben? Na, und welche! Eine Mundharmonika und ein Kamm mit Pergamentpapier überspannt, zwei Stücke Blech, am Ofen befestigt, dienen als Trommel; und bei einiger Phantasie kann man einen Geschoszkorb unserer 96-Pfünder als Trompete betrachten. Die unerwünschte Begleitung zu alledem ergaben die ganz in unserer Nähe einschlagenden Granaten. Damit Ihr Euch eine kleine Vorstellung machen könnt von unserem neuen Heim, will ich noch ein klein wenig davon erzählen. Zuerst also haben wir uns

recht tief in den Boden eingewühlt, 2 m tief. Das hat bei dem steinigen Kalkboden, der schon bei 20 cm Tiefe beginnt, manchen Schweißtropfen gekostet. Also 2 m tief, 4,20 m lang und 2,30 m breit wurde das Loch im Erdboden. Nun kam das Schwere, einen so großen Raum zu decken. Es klingt sonderbar, aber die Franzosen haben uns geholfen. Vormittags noch überlegte ich, woher das Holz zu nehmen sei. Da, mittags das bekannte Sausen über unseren Köpfen hinweg. Eine halbe Stunde hinter uns in C. eine mächtige Staubwolke. Einige Zeit später schleichen wir uns dann gedeckt zum Ort hin und finden an Stelle des schönen Pfarrhauses nur noch einen großen Trümmerhaufen. Nun geht's kräftig an die Arbeit! Holz, die schönsten Balken in Hülle und Fülle. Einige große Scheunentore von einem anderen zerstörtem Haus, und wir ziehen mit alledem, ein schwer beladener Wagen voll, beim Dunkel der Nacht, zu unserer Stellung draußen im Feld. Ich hatte bei allen Arbeiten die Leitung, und alles klappte vorzüglich. Nun sitzen wir schon in unserer warmen Stube und sind guter Dinge. Die innere Einrichtung! Ein Tisch, $2\frac{1}{2}$ m lang und 1 m breit, drei Bänke, zwei an der Längsseite und eine an der oberen Schmalseite. Rechts neben der fachgemäß angeschlagenen Türe ein kleiner Ofen. Von der Türe aus führen einige breite Stufen, schön mit Holz belegt, hinauf zum Ge-

schützstand. Der Türe gegenüber, schräg oben an der Ostseite, ist ein quergelegter Fensterflügel angebracht. Die Farbe des Ganzen ist ein herrliches liches Weiß. Da staunt Ihr schon wieder! Was? Wir haben uns nämlich weiße Bettlaken verschafft. Die Decke ist damit bespannt, und jede 60 cm ist das Tuch kassettenartig eingezogen. Hinter den Tüchern, an den Wänden und unter den Tüchern auf den Bänken ist alles gut mit Stroh gepolstert. Durch Nägel, die bei den bespannten Tüchern jede 50 cm in die Wand geschlagen sind, werden die großen weißen Flächen in diskreter Weise belebt. Als Unterstützung hierzu dient noch ein schwarzer Tuchstreifen, der sich oben unterhalb der Decke entlang an den Wänden zieht. In der Mitte der selbstgezimmerte große Tisch ist mit einem Linoleumteppich belegt, des Abends bei gemütlichem Zusammensein aber auch weiß gedeckt. An der Decke eine vernickelte Lyra als Lichthalter. Ihr würdet Euch jedenfalls wundern, wenn Ihr dieses gemütliche Heim draußen mitten im Feld und unsichtbar einmal sehen könntet. So vergeht die Zeit zwischen Schießen, Arbeiten und einem gemütlichen Beisammensein. Wir selbst schießen seit den Kämpfen um B. nicht allzuviel. Die Franzosen um so mehr. Es ist ganz erstaunlich, was die an Munition verpaffen. Den ganzen Tag über „streuen“ sie mit Geschossen verschiedenen Kalibers das ganze Gelände ab.

Oft fliegen uns die Splitter auch um die Nase herum. Wir sind nun seit sieben Wochen in der jetzigen Stellung, ohne daß es den Franzosen gelungen ist, unsere Stellung ausfindig zu machen, trotz Flieger, Fesselballon und vor allem trotz ihres günstigen Geländes.

Vielleicht interessiert es Sie, zu wissen, wie ich mit meinen Kameraden lebe. Ich kann nur sagen, wir kommen vorzüglich aus. Ich bin der einzige Jude in der Batterie und der einzige Landwehrmann in der Bedienung der aktiven Leute. Zuerst war ich bei der Gefechtsbagage und kam dann gleich auf Wunsch zur Geschützbedienung. Und als die Leute dann erfuhren, daß ich freiwillig vom Ersatzbataillon zur Front gekommen, waren sie mehr als freundlich zu mir. Und jetzt, bei allen baulichen Anlagen an unserem Geschütz, fügen sich alle meinem Kommando. Die „Rundschau“ wird auch von fast allen meinen Kameraden gelesen. — Und nun noch zu Ihrem freundlichen Schreiben. Sie wollen weitere Liebesgaben senden. Vorerst, ich bin kein starker Raucher, und dann würde ich es für richtiger halten, wenn die entsprechenden Mittel unseren von der Scholle vertriebenen Stammesgenossen zufließen würden. Wir hier draußen haben ja Gelegenheit, das Elend der aus ihrer Heimat Vertriebenen kennen zu lernen. Anders sieht's schon aus wie in den illustrierten Zeitungen. Nicht so malerisch. —

Allen Ihren Arbeiten wünsche ich guten Erfolg.
Mit treujüdischem Turnergruß ergebenst
Isaak Meyer.

WOFÜR WIR KÄMPFEN.

Brief des Julius Bier,
2. Batterie, Fußart.-Erf.-Batl.
Nr. 2, an die Jüdische Turnerschaft,
Berlin.

Königsberg, 13. 12. 14.

P. P. Gestern erhielt ich Ihre Tafeln Sprengelschokolade mit dem Brief „Im Nov. 1914“. Da ich mit Schokolade reichlich versehen werde, interessiert mich Ihr Brief besonders. Nun, wenn wir uns auch persönlich nicht kennen, man denkt und fühlt heute als Deutscher und Jude miteinander so eins, daß man einen Unterschied zwischen Bekannten und Unbekannten nicht machen kann.

Ihren Stolz und Ihre Hoffnungen muß ich allerdings vorläufig auf die ableiten, die die Feuer- taufe schon erhalten haben.

Vergleichbare Momente sind zwischen jener Zeit und der heutigen genug da.

Wollen wir hoffen, daß dasjenige Moment, wofür man auf allen Seiten zu kämpfen glaubt, für welches wir aber vor allen wahrhaft Mann für Mann eintreten (vom Obersten bis zum

Niedrigsten): „Wahrheit und Gerechtigkeit“, den Sieg davontrage. In beiden ist die Freiheit, die dem Menschen bekömmlich ist, enthalten. וטהרו את מקדשך והדליקו נרות להדות ולהלל לשמך הגדול [wetaharu es Mikdauschecho wehidliku Neraus lehaudaus ulhallel leschimcho hagodaul].

Vergnügte Chanukahtage

Ihr Turnbruder

Julius Bier.


C'EST LA GUERRE.

Brief des Gefreiten Wilhelm Glasfeld.

Zwevezeele, den 13. Dezember 1914.

Liebe Eltern!

Mein erster Gottesdienst in Feindesland. Am 11. Dezember nachmittags 2 Uhr 50 Minuten versammelten sich die Soldaten jüdischen Glaubens am Markt, um nach dem fünf Kilometer entfernten Städtchen Lichtervelde zum Gottesdienst zu gehen. Unser Bataillon hat mit mir nur noch elf jüdische Kämpfer, und wieviel waren es damals in der Synagoge Schulstraße! Wir sind sehr zusammengeschmolzen. Punkt drei Uhr verließen wir den Marktplatz und marschierten 50 Minuten auf der Chaussee entlang nach Lichtervelde, einem hübschen Städtchen; ich kannte es schon vom Durchmarschieren nach hier. Dort auf dem Marktplatz angekommen,

meldete unser Führer, ein 33 jähriger Kriegs-
freiwilliger, welcher gleichfalls Gefreiter ist, dem
aus seinem Wagen steigenden Rabbiner aus
Magdeburg, den Namen konnte ich nicht erfahren,
unsere Ankunft. Der Rabbiner trug einen grauen
Offiziersmantel mit dem Abzeichen des Roten
Kreuzes, neben welchem ein violetter  auf-
gezeichnet war. Ein sehr netter Herr, der sich
mit uns eine Weile unterhielt, bis die ganze
Division herangekommen war. Einige Kameraden
hatten bis zu 15 km zurückzulegen, um nach L.
zu kommen. Man sah da alle Waffengattungen
und Chargen, und viele alte Bekannte traf ich
dort. Nachdem uns der Ortskommandant ein
Lokal angewiesen hatte, gingen wir hinein; es
waren etwa 100 Mann. Der Rabbiner nahm statt
der Leuchter zwei Weinflaschen, indem er sagte:
„C'est la guerre“, und steckte die Schabboslichte
an. Dahinter stand ein kleiner Leuchter mit den
Chanukahkerzen. Vor Anfang des Gottesdienstes
wurde von jedem ein Schein ausgefüllt, zu sta-
tistischen Zwecken für die jüdische Gemeinde, auf
der Rückseite sollten wir noch den Vermerk
machen, ob wir ein Kriegsgebetbuch oder ein
Chanukahheft zugeschickt haben wollten; ich bat
um beides. Dann wurde ferner gefragt, wer von
zu Hause nichts zu erwarten habe; diese wurden
notiert. Dann war noch eine Anfrage da von
einer jüdischen Dame, die um Adressen bat, um

Liebesgaben zu schicken. Nachher wurde gefragt, wer es verstände vorzubeten. Es meldete sich ein junger Mann, welcher mit prachtvoller Stimmefang. Zuerst kam ein Vorgebet, dann Lecho daudi, dann das Schema Jisroel, wie in der Synagoge bei Euch daheim gesungen. Jetzt kam die Ansprache, er wies uns auf die Freitagabendfeier hin, wenn wir bei unsern Lieben sitzen und die Lichter angezündet werden. Dann wurden die Chanukahlichte angezündet, und wir sangen in Hebräisch das „Schirm und Schutz“, wie bei Vater zu Hause. Nachher erläuterte er den Inhalt wunderbar, daß dies Lied gerade so gut für die jetzige Zeit paßte. Dann wurde lechu nerannenu gesungen, der Wein gesegnet, dann kam das Kaddisch für Leidtragende. Zuletzt segnete er uns, und wir marschierten auf der stockdunklen Chauffee nach unserem Quartier zurück, welches wir um sieben Uhr wieder erreichten. Das war wunderschön, ich wünschte, es wäre jeden Freitag Gottesdienst. Die Chanukahlichte wurden zwar einen Tag zu früh angezündet, aber wir sollten sie wenigstens sehen. Den folgenden Tag mußte der Rabbiner schon bei der . . . Division sein, sonst wäre der Gottesdienst einen Tag später gewesen. Natürlich gedachte er auch der Gefallenen, Gefangenen und Verwundeten in hübschen Worten.

Euer Euch liebender Sohn Wilhelm.

DAS ERSTE LICHTCHEN . . .

Brief des Unteroffiziers d.
Ref. Eugen Seelig, Mannheim
(vgl. Brief S. 20).

Z. Zt. P.-à-V., den 14. Dzbr. 14.

Mein lieber Doktor!

Erhielt Deine letzten Sendungen und Zeitungen und danke Dir recht herzlich für alle Deine guten Wünsche und für Deine vielen Bemühungen. —

Eure Chanukahfeier wird wohl gestern recht fröhlich verlaufen sein; ich habe viel an Euch gedacht. Leider gestattete es mir die Ungunst der Verhältnisse nicht, eine Feier in größerem Kreis, wie ich sie eigentlich vorhatte, abzuhalten, und so war ich denn am Samstag abend nur in Gesellschaft eines jüdischen Kameraden, mit dem ich in meinem Quartier das erste Lichtchen ansteckte. (Von unserem Rabbiner, den ich inzwischen noch einmal traf, erhielt ich nämlich ein Paket mit ca. 40 richtigen Chanukah-Wachskerzen.) Da ich den Text des „Moaus zur“ nicht auswendig konnte, fangen wir ein in unserem Feldgebetbüchlein befindliches Lied, dessen Text der Melodie des „Moaus zur“ rhythmisch angepaßt ist. Am nächsten Tag, also gestern, schickte ich einen Mann per Rad zum Rabbiner Dr. Chone, welcher zurzeit in dem ca. 3 km von hier gelegenen M. in Quartier

liegt, und bat ihn um das „Moaus zur“. Er riß die betreffenden beiden Seiten aus seiner Tefilloh aus und übersandte sie mir mit einem recht herzlich gehaltenen Begleitschreiben. Für den Abend hatte ich nur noch einige gerade erreichbare jüdische Kameraden eingeladen. Wir waren im ganzen vier. Gegen halb neun Uhr steckten wir unsere Lichtchen an und sangen begeistert unser Moaus zur jeschuosi und darauf noch jedesmal den genannten deutschen Vers. Auf allen Gesichtern strahlte Freude, und alle beherrschte das Gefühl, daß wir zusammengehörten. Es waren zwar drei einfache junge Leute, die dem Nationaljudentum und Zionismus ziemlich fernstanden, aber dafür um so besser die Melodien der Brochus vor dem Anzünden usw. kannten (sogar besser als ich). Dank der mir von Euch und anderen Lieben gesandten Liebesgaben war ich in der Lage, sie reichlich mit Schokolade, Zigaretten, Kuchen, Konfekt zu bewirten, und so blieben wir noch zwei Stunden zusammen, uns recht herzlich und lebhaft (meistens von jüdischen Dingen) unterhaltend! Dann schieden wir in dem Bewußtsein, daß wir fern von allen unsern Lieben unser Chanukah, so wie es eben die Verhältnisse zuließen, gefeiert hatten. Wir gaben uns das gegenseitige Versprechen, uns so oft wie möglich allabendlich zusammenzufinden, um unsere Lichtchen anzuzünden.

Indem ich Dich noch bitte, allen lieben Blau-Weißern meine innigsten Grüße abzustatten, bin ich mit besonders herzlichen Grüßen an Dich

Dein

Eugen Seelig.

CHANUKAH IM FELD UND IN DER HEIMAT.

Brief des Kriegsfreiwilligen
Leo Cahn, Erf.-Inf.-Regt. 28, an
den Vorstand des jüdischen
Wanderbundes „Blau-Weiß“,
Mannheim.

Savonnières, 19. 12. 14.

Lieber Dr. Simon!

Vor allen Dingen vielen Dank für Deine Packetchen und Zeitungen, die mich bei bester Gesundheit antrafen. Soeben kamen wir durchnäßt und schmutzig vom Schützengraben, wir legten Gepäck und Waffen ab, nahmen etwas zu uns, worauf die Post verteilt wurde. Die Gedanken an die Grüße aus der Heimat bringen einen über manche schwere Stunde hinweg.

Ihr könnt Euch einen Begriff machen, welche Freude uns überkam, als wir den Chanukah-leuchter mit den Kerzen auspackten. Noch nie

hat das Chanukahfest einen solchen Eindruck auf mich ausgeübt wie dieses Jahr im Felde. Stolz können wir auf die Taten unserer Makkabäer zurückblicken, und hoffentlich werden auch die üblen Nachreden über unsere Feigheit, und die Behauptung, daß wir Juden für die militärische Laufbahn unfähig seien, für immer aus der Welt geschafft sein. Nun will ich weiterfahren, wie ich und Polde Chanukah feierten. Bei Eintritt der Dunkelheit zündeten wir nach alter Sitte die Lichtchen an, und zwar im Kreise unserer nicht-jüdischen Kameraden, die pietätvoll unseren Chanukahleuchter betrachteten, und denen ich teilweise die Bedeutung unseres Festes erklärte. Wie sehr fühle ich mich in solchen Zeiten zu unserer Rasse hingezogen. Der Feldzug wird wohl gezeigt haben, daß wir Nationaljuden auch gute Deutsche sind.

Armer Fritz Seelig! Auch er gehört zu den Tapferen, die fürs Vaterland starben. Warum habt Ihr uns das nicht mitgeteilt? Es fiel doch neben uns so mancher Kamerad. Wie wird es in unserer Führerschaft aussehen! Gott wird uns doch weitere Lücken ersparen. Kahnheimer schrieb mir von Eurer Chanukahfeier in Hemsbach. Wie schön mag es bei Euch gewesen sein. Aber wie wir dieses Chanukahfest empfinden, mit welcher kindlicher Freude wir die Lichtchen ansteckten — es war ein erhebender Moment. Heute stecken

wir das achte Lichtchen an, in Gedanken bei Euch allen Lieben zu Hause.

Indem wir hoffen, daß das Chanukahfest eine Entscheidung gebracht hat, daß auch unsere Feinde, wie die Feinde Judas, für ihren frechen Übermut bestraft werden, grüßen Dich sowie alle Blau-Weißer herzlich

Enos und Polde.

SABBATH IN POLEN.

Brief des Unteroffiziers
im Landwehr-Inf.-Reg. . .
Max Marcus.

Im Schützengraben vor Kielce, 11. Jan. 15.

Geliebte Mama, liebe Geschwister!

Wenn ich auch noch eine ganze Anzahl Briefschulden habe, so drängt es mich doch sehr, Euch mal wieder ausführlich zu schreiben. Auch schaue ich heute wieder auf ein Lebensjahr zurück. Unvergeßlich wird es mir mit seinen großen Erlebnissen und seinen furchtbaren Eindrücken bleiben, unendlich dankbar werde ich aber Euch allen stets bleiben für die überaus große, innige Liebe, die Ihr alle mir stets entgegengebracht, und mit der Ihr mir ganz besonders die furchtbar schwere Zeit erleichtert und so oft verschönt habt. Möge

im neuen Jahr mir das Glück zuteil werden, heil und frisch zu Euch zurückzukehren, nach einem siegreichen, glücklichen Ende des Feldzuges; ich will dann dem Allgütigen ewig Dank wissen für seinen gnädigen Schutz und Euch für Eure innige Liebe und Treue.

Und nun will ich Euch wieder einen kleinen Einblick in mein Leben und Treiben, mein Fühlen und Denken hier draußen tun lassen.

Es war am letzten Freitagabend; ich hatte soeben im Walde draußen den lieben Sabbath begrüßt, die heimatlichen Melodien hatten mich ins liebe Gotteshaus daheim versetzt, und in gehobener Stimmung beendete ich mein Gebet. Durch den Schützengraben ging ich zum Unterstand, ich kroch hinein, denn er ist nur fünfviertel Meter hoch, wie glücklich wäre ich gewesen, wenn mir ein Gleichgesinnter entgegengetreten wäre und mir die Hand zum Sabbathgruß gereicht hätte. Doch statt der Helligkeit des Sabbathhauses, wie es jetzt meinem innersten Empfinden entsprochen hätte, fand ich alles in Schlaf und Dunkel. Ein Teil der Kameraden kauerte am Herd und briet sich Kartoffeln, der andere Teil, der eben erst den Wachtposten verlassen hatte, lag ruhend oder schlafend in den Ecken. Ein schmerzlicher Druck legte sich über mich, alle meine Gedanken flogen zu Euch, meine Lieben, die Ihr auch heute abend so sehr hierher denken würdet und mit mir sehn-

lichst den Sabbathabend herbeiwünscht, der unser Haus und unsere Herzen wieder von den Strahlen des Sabbathlichtes, des Sabbathfriedens erleuchtet und beglückt und uns alle wieder heil und gesund um Dich, geliebte Mama, schart. Wie schön male ich mir das alles aus; wie dankbar würde ich das Gotteshaus wieder betreten, wie freudig würden sich uns allen, die wir für der Heimat Sicherheit gestritten, die Hände zum Gruß entgegenstrecken, wie festlich würde das liebe Elternhaus an diesem Abend erstrahlen. Doch weit, weit in der Ferne liegt diese Hoffnung; noch pfeift der Wind um unser kleines Unterstandsfenster, er fegt über die seeartigen Wasser, die sich nach Schnee und Regen über den Wiesen und Sümpfen, die unsere Stellung umgeben, gebildet haben, er ist auch mit ein Grund, daß vor unserer Front alles seit Tagen bereits still ist. Denn wer wollte hier ein Vorwärtskommen hoffen. Selbst die Artillerie muß hier schweigen, da sie bei so undurchsichtigem Wetter ihr Ziel nicht erfassen kann. (Heute, Montag, bei klarem Wetter hat unsere schwere Artillerie durch sehr starkes Feuer die direkt hinter der russischen Stellung liegende Stadt Lopuschno in Brand geschossen.) Bange liegt auf uns allen die Frage: Wie lange noch? Schwer ist unsere Aufgabe. Freitag abend bedrückte mich diese Frage ganz besonders und dazu kam, daß wir infolge der Unwegsamkeit

der Straßen schon acht Tage keine Heimatspost hatten und zu der Bangigkeit nun auch noch die Sorge um Euer aller Wohl sich zugesellte. So jagte ein Gedanke den anderen, eine Erinnerung, eine Sehnsucht die andere. An einem Freitag abend, den ich in Polen verlebt habe, blieben meine Gedanken stehen, und ich wünschte, es käme bald wieder mal so, wenn es schon die Heimat vorerst nicht sein sollte. Es war am 21. August, an Deinem Geburtstag, liebe B.; da zogen wir in Tuschin, in der Nähe von Lodz ein. Die Stadt war gut von Juden bewohnt. Als der Nachmittag herankam, sah ich mich nach der Synagoge um, und suchte diese zur Schulzeit auf. Ich fand sie aber verschlossen. Ich ging die Straße zurück, eine Judenfrau, die zum Fenster herauschaute, erklärte mir, daß infolge der Kriegszeit der Gottesdienst gemeinsam in den benachbarten Häusern abgehalten werde, und bald stand ich, durch mehrere ineinandergehende Höfe geleitet und den Betenden mit dem beruhigenden Bemerkten: „Ein Soldat, ein Jid“, angekündet, unter ihnen. Sie waren gerade bei der lauten Schemanoh eßre. Kaum war diese beendet, als alle Anwesenden mit herzlichem „Scholaum alechem“ auf mich zukamen. Nach unserem Ritus wurde gebetet. Am Ende des Gottesdienstes entstand ein förmliches Reißen um mich, ein jeder wollte mich zum Sabbathgast haben. Ich wäre am liebsten

dem Mann der Frau gefolgt, die mich hierhergewiesen hatte. Denn hell und sauber war ihre Sabbathstube, festlich war der Tisch gedeckt; stimmungsvoll währte ich einen Freitagabend in diesem Haus. Ich unterwarf mich natürlich dem Spruch des Ältesten und folgte auf dessen Veranlassung einem Mann, der im Laufe der Woche von der Aushebung zurückgekehrt war. Den Sabbath vorher war er fern von seiner Familie, weit hinter Warschau, er kam aber glücklicherweise frei und hatte sich gelobt, am nächsten Freitagabend, wenn möglich drei Soldaten an seinem Tisch zu haben. So kam ich wie gerufen. Ich kehrte in sein Haus ein; er war beglückt, sein Nider erfüllen zu können, und ich erfreut, in dieser kleinen Hütte Glück und Freude ob des so unerwartet Zurückgekehrten zu beobachten. War das ein Sabbath gegenüber dem vorigen für diese Leute. Wie beglückt trat er in die enge, hellerleuchtete Sabbathstube ein, besuchte seine sechs Kinder und bot mir mit seiner Frau ein herzliches Willkommen. So klein die Hütte, so reichlich war doch alles für alle da: Kiddusch und Mauzi für uns beide wurde herbeigebracht, und reichlich und gut war, was des Hauses Küche auf den Tisch brachte. Bei Tisch tauschten wir unsere Erlebnisse aus; er erzählte von den Schwierigkeiten der russischen Aushebung, da viele Wehrpflichtige gar nicht genau den Ort wußten, an dem sie sich

zu stellen hätten, oder auch in den Listen des Bezirkskommandos nicht geführt wurden, zu dem sie beordert waren. So entstand viel Zeitverschwendung; inzwischen kamen wir Deutschen ins Land, und viele waren dadurch ihrer Gestellungspflicht enthoben, da sie von uns natürlich nicht durchgelassen wurden. Auch ich hatte in diesen ersten zwei Kriegswochen schon manches gesehen und erlebt; so war die Unterhaltung ganz angeregt. Nach Tisch kamen die Nachbarsleute, sie wollten den glücklich Zurückgekehrten und mich begrüßen. Gern wäre ich noch geblieben, aber die Pflicht rief. Ich versprach, wenn irgend möglich, morgen zum Gottesdienst und auf sein dringendes Bitten auch zum Mittagbrot zu kommen. Er gab mir aber auf alle Fälle Wegzehrung in reichlichster Weise mit; so glücklich war der Mann, daß er sein Neger so schnell ausführen konnte. Das war der einzige schöne Freitagabend bisher im Felde; einen Sabbathmorgen konnte ich leider bisher noch nie mit einer Gemeinde begehen. Denn am nächsten Morgen früh wurden wir, d. h. das erste Bataillon, alarmiert. Die Reichsdeutschen in Lodz hatten um deutschen Schutz gebeten, das zweite Bataillon wurde auf Leiterwagen eiligst hingeschickt, während wir auf Vorposten gegen Lodz lagen. So ging mir diese Sabbathfreude verloren.

So vorwärtsdenkend und zurücksinnend saß ich still in der Ecke. Jetzt wurde es hell; die

Feldküche war gekommen, und die Mannschaften holten sich ihr Abendbrot. Ich aber zog nun aus meiner Tasche ein wohlverwahrtes Kuvert und nahm daraus Dein ganz vorzügliches Bild, geliebte Mama, mit der kleinen J. auf dem Schoß und E. im Hintergrund, das Du, liebe E., mir gesandt hattest, und das reizende Bild Eurer lieben Kinder. Voll Rührung und Innigkeit betrachtete ich die geliebten, teuren Gesichter und fühlte mich Euch näher. Lange betrachtete ich sie, und lange noch hingen meine Gedanken an den frohen Bildern, in denen ich mir die glückliche Heimkehr zu Euch ausmalte. Ich aß auch Abendbrot, so gut es meine Vorräte noch gestatteten, dann legte ich mich frühzeitig zum Schlaf aufs Stroh.

Ich nehme an, daß Euch auch ein solches Stimmungsbild aus dem Felde interessiert; ich muß aber für heute schließen, ich werde so bald als möglich über meine Betrachtungen in Konięcpol Euch berichten, über die Leiden und Schmerzen unserer Glaubensgenossen, aber auch über die Zerstörung, die Bauern und Besitzer an Hab und Gut erdulden müssen, und die Polen auf Jahre hinaus zu einem vollkommen verarmten Land gemacht haben.

Für heute seid Ihr alle, alle innigst begrüßt
von Eurem treuen

Max.

AN DER FRONT.

Brief des Unteroffiziers im
Landwehr-Inf.-Reg. . . Hugo Henle,
Heilbronn (vgl. Brief S. 132).

Braunsberg, 27. 1. 1915.

Mein lieber Freund!

Deinen lieben Brief vom 24. d. M. habe ich erhalten und will Dir denselben sofort beantworten.

Ich habe den Wunsch und die Absicht geäußert, nach meiner Genesung wieder zu meiner alten Truppe — zum Bataillon — zu kommen, und mein Leutnant und Bataillonsadjutant hat mir kürzlich geschrieben und mir Mittel und Wege angegeben, um dies zu erreichen. Sie freuen sich alle, wenn ich wiederkomme, und ich glaube, daß ich dies Deinem Vorschlag, mich in ein Landsturmregiment versetzen zu lassen, vorziehe. So krank bin ich ja nicht, und ich gehe sehr gern wieder zur alten Truppe zurück — ich fühle mich dort wohl, und es hat mich bis jetzt noch keine Kugel getroffen, und wenn ich weiter unter dem Schutz unseres allgütigen Gottes stehe, wird er auch ferner über mir wachen und mich in Stunden der Gefahr beschützen. Aber, lieber Theo, ich habe das Gefühl, daß jeder Jude gegenwärtig, in der Stunde, in der das Vaterland in Gefahr ist, über das Maß der Schuldigkeit und des Pflichtgefühls hinaus auf seinem Platz ausharren muß!

Nachdem ich mir der hohen Ehre bewußt bin, für mein teures Vaterland an der Front mitzukämpfen und mitzusiegen, werde ich auch nachher an der Front sein, mitzureden, wenn es heißt, für eine Gleichberechtigung unserer Glaubensgenossen auf allen Gebieten einzustehen. Diese Motive veranlassen mich, den gegenwärtigen Kampf um unser Dasein nicht etwa hinter der Front mitzumachen, ich kämpfe, wie jeder Deutsche, um später als Deutscher für das Recht deutscher Juden eintreten zu können. Vielleicht unterhalten wir uns persönlich nochmal über dieses Thema.

Ich bin bestimmt diese Woche noch hier, und treffen mich Deine Nachrichten noch an. Für gesandten Brief von Dr. W. danke ich Dir herzlich. Grüße Deine lieben Eltern sowie Schwester und Schwager vielmals und laß Dich umarmen
von Deinem treuen Freund

Hugo.

GERÜSTET.

Ein Frankfurter Arzt schreibt
aus dem Feld an seine Eltern.

D . . . , 21. Januar.

Meine Lieben!

Gerade habe ich das Maariwgebet verrichtet,
und noch in einer Stimmung von Andacht lese

ich Eure Briefe Auch Deine lieben guten Worte, lieber Vater, mit der stetigen Anlehnung an einen schönen jüdischen Satz sind mir wohl-tuend; gerade weil ich hier so allein stehe, als Jehudi, weil meinen besonderen Pflichten so viele Schwierigkeiten gegenüberstehen, erkenne ich erst recht den Sinn des Wortes צדקה תציל ממות [Zedokoh tazil mimaus], ja die Pflichterfüllung, die Gott sucht und findet, auch wenn die Umstände denkbar ungünstig sind, die erleichtert aufatmet, wenn trotz allem es gelang, die täglichen מצוות [Mizwaus] zu erfüllen, die selbst vor dem geistigen, sittlichen Tod bewahrt, der tausendmal schlimmer ist als der körperliche, vor dem Tierwerden, dem Ver-rohen und Versumpfen. Und so bin ich überglücklich und zufrieden, jeden Tag, wenn ich mir die Tefillin anlege, wenn ich zur rechten Zeit mein Morgen-, Mittag- und Abendgebet verrichten konnte. Was meine Kameraden wohl dazu sagen würden, wenn sie eines Tages in meinem Brotbeutel meine Tefillin entdeckten und ich ihnen erzählte, die gehörten ebenso zu meinem täglichen Bedarf wie das Brot . . .

Heute nacht wird ein französischer Angriff erwartet, alles ist auf Posten, unser Verbandplatz auch schon festgelegt, es liegt eine Gewitterschwüle in der Luft, draußen ist es jetzt ganz still. Hoffent-lich trifft's nicht ein, denn wie es auch ausfällt, ohne Verluste geht es nicht ab, und ich bin augen-

blicklich der einzige Arzt im Bataillon. Der Stabsarzt ist krank. Ihr werdet ja aus den Zeitungen schon vor Eintreffen dieser Zeilen ersehen, ob ein Angriff stattfindet oder nicht.

Wenn diese Zeilen Euch erreichen, dann ist's vielleicht gerade Chamischo Oссор, dieses Mal fällt es mit dem Schabbos Schiroh zusammen! Wie eigenartig; ob der kommende Frühling auch uns bald die Schiroh finden lassen wird? Gott gebe es . . .

STIMMUNGSBILDER AUS POLEN.

Brief des Unteroffiziers im
Landwehr-Inf.-Reg. . . Max
Marcus (vgl. Brief S. 151).

Kraszuszin, 18. Jan. 1915.

Geliebte Mama, liebe Geschwister!

Heute mittag ist ein großer Teil der in meiner Stube liegenden Leute auf Wache gezogen, so will ich die wirklich wohltuende Ruhe benutzen, um Euch meine Erlebnisse und Eindrücke auf meiner Sendung nach Konicopol zu berichten.

Am Sonnabend, dem zweiten Weihnachtstag, abends läßt der Feldwebel mich rufen und zeigt mir den Bataillonsbefehl: „Die 1. Kompagnie stellt morgen früh zur Abholung der Post in Konicopol vier Pferde, einen Wagen, Transportführer

Unteroffizier M., der sich um $\frac{3}{4}$ 8 morgens auf dem Bataillonsbüro meldet.“ Gern übernahm ich diesen Auftrag. Wenn wir als Brigadewache in Chastkow auch ziemlich weit vom Schuß lagen, so lagen wir in den Quartieren doch wie die Heringe nebeneinandergepfercht in den ärmlichen, schmutzigen Bauernhäusern. Das tägliche Einzel-exerzieren, eine Woche genossen, hatte auch schon den Reiz der Neuheit verloren, und so war ich sehr froh, mal eine Gelegenheit zu haben, einen Abstecher und einen Blick hinter die Front zu tun. Pünktlich fand ich mich morgens ein: mein Wagen mit zwei Sitzen, einem schweren Schafspelz drauf für mich, mit vier Pferden bespannt, ferner von jedem anderen Bataillon je ein Wagen mit zwei Pferden standen schon bereit. Der Bataillonsadjutant gab mir meine Reiseroute an, gab mir noch verschiedene Besorgungen auf, der Bataillonsführer befahl mir, so schnell als möglich zurück-zukehren, beide wünschten mir gute Reise, und nun ging's los; die Dorfstraße lang standen die erste und zweite Kompagnie, mit der Ausbesserung des elenden Weges beschäftigt; Mannschaften und Offiziere verabschiedeten sich noch herzlich von mir, ein jeder hatte noch einen Wunsch auf dem Herzen. Kognak, Rum, Lichter, Tabak, Zigarren, Streichhölzer, Petroleum, mir war's, als zöge ich weit weg in eine andere Welt. Wir waren noch nicht lange zum Dorf hinaus, so merkten wir

schon, daß es mit dem Vierspänner schlecht ging, die Pferde waren nicht aufeinander eingefahren. So wurde bei dem ersten Bauernhaus unterwegs haltgemacht und ein Wagen requiriert. Nun ging's mit vier Wagen weiter. Ich hatte natürlich die feste Absicht, den Wagen wieder dem Bauer auf dem Rückweg zuzustellen. Der Weg führte uns aber heimwärts, infolge des Vorrückens des Regiments, nicht mehr vorbei, und so ist der Bauer leider um seinen Wagen gekommen. Es wird nicht das einzige geblieben sein, das ihm in diesem Jahr ohne Bezahlung aus dem Hause geholt worden ist.

Das erste Städtchen erreichten wir auf noch einigermaßen guten Wegen, es war Szezemin, gegen zwei Uhr. Ich ließ mir ein jüdisches Haus nennen, in dem ich essen konnte; als Jude wurde ich herzlich aufgenommen, und vorzüglich mundete das gute Mittagbrot am jüdischen Tisch. Nach einer Stunde ging es weiter; nun kam das dicke Ende, obwohl nur 10 km nach Konięcpol, brauchten wir vier Stunden, bis wir in der tiefen Dunkelheit die Stadt erreichten. Furchtbar war der Weg; bis an die Knie sanken die Pferde in den Schmutz und hatten furchtbare Mühe, die leeren Wagen vorwärts zu bekommen. Doch es ist ja kein Wunder, daß diese an sich schlechten Wege bei dem schlechten Wetter und der furchtbar starken Benützung grundlos werden. Zwei mächtige

Heere waren mehrfach darüber hinweggezogen, und jetzt zog eine Kolonne nach der anderen mit 4, 6, 10, 20 Wagen auf dieser Straße nach Koniecpol, um dort Munition, Proviant, Lebensmittel, Post usw. für die dahinterliegenden Truppen zu holen, um dann schwer beladen wieder den Weg zurückzufahren.

Koniecpol ist ein Städtchen in der Größe wie Pinne, mit einem etwas größeren Marktplatz. In dessen Mitte ist jetzt das Feldmagazin, in dem die Lebensmittel aufgespeichert sind. Reihe an Reihe, neben- und hintereinander stehen auf dem Platz die verschiedenen Kolonnen, deutsche und österreichische, in der Nähe des Marktplatzes; im Koniecpoler Theater, so wurde es mir vom Inspektor bezeichnet, ist das Proviantamt, wo ich für meine Pferde den Hafer empfing; das Munitionsdepot ist natürlich außerhalb. Die Stadt zählt ca. 1500 Juden und 1000 Polen. Wie ich Euch schon mitteilte, brachte ich sofort Wagen, Pferde, Fahrer unter und ging dann aufs Ortskommando; der Feldwebel dort bewirtete mich herzlich mit Kognak, Eiern, Semmel und gab mir dann einen Quartierzettel für die Feldpost; dort lag ich mit den Postillionen zusammen, die zeigten sich sehr kameradschaftlich; sie hatten reichlich Decken und Pelze und gaben mir auch gern davon was ab, so daß ich mich gut einpacken konnte und in dem bequemen Raum auf reichlichem

Stroh stets gut schlief. Im Bett zu schlafen kenne ich überhaupt nicht mehr, außer in Wreschen und Pabianice habe ich nie das Vergnügen gehabt in den 5^{1/2} Monaten, und das Strohlager auf der Erde bekommt mir gottlob ganz gut. Wenn ich nur unter warmem Dach bin, dann bin ich schon sehr glücklich.

Am nächsten Morgen stand ich zeitig auf und ließ mich zur Schul führen; die lag aber im Dunkel, es wurde im Bes hamidrašč gebetet. Mit neugierigen, beinahe ängstlichen Blicken wurde ich zuerst betrachtet; erst als ich meine Tefillin herausnahm, war alles beruhigt und erfreut. Eins störte mich sehr, alle bis auf wenige gingen um den Almemmor herum spazieren und brachten für mich eine große Unruhe in den Gottesdienst. Auf meine Frage, ob dies und auch Rauchen, das auch ganz vereinzelt geschah, auch in Schul üblich sei, wurde mir erklärt, dies sei nur hier gestattet. Aber abgesehen von diesem, fühlte ich mich doch so glücklich und heimisch, wieder im Gotteshaus und in einer größeren Gemeinschaft beten zu können. Wie nahe fühlte ich mich doch hier diesen armen Juden, die ihres Glaubens wegen in dieser schweren Zeit Not und Gefahr zu bestehen hatten. Und nun durfte ich vor die Thora treten — es war gerade Montag — und voll Rührung und Dankbarkeit den Allgütigen preisen, der mich so gnädig bisher geführt und

der durch seine Thora Vertrauen und Hoffnung so stark in mir verankert hat. Nach dem Gottesdienst traten noch mehrere an mich heran, um mich zu begrüßen. Gebetet wird hier, wie überall in den größeren Gemeinden, fortgesetzt bis zum Mittag heran, die später Kommenden warten immer das Ende ab und vereinigen sich dann zum neuen Minjan. Als ich nach dem Gottesdienst über den Marktplatz ging, war da eine ganze Kompagnie angetreten, aber nicht Soldaten, sondern allermeist Juden, jung und alt, und Polen, alle mit Spaten, Hacken und ähnlichen Geräten ausgerüstet. Ich erkundigte mich gleich nach dem Zweck dieser Ansammlung und erfuhr nun, daß allmorgendlich jedes Haus einen Mann zur Ausbesserung der Wege stellen muß.

Am Mittwoch morgen komme ich nach Schul, da geht ein Murmeln durch die Reihen, ich höre nur etwas von einer Anordnung des Ortskommandanten. Dann tritt der ehrwürdige Rabbi auf den Almemoir nach Beendigung des Gottesdienstes und verkündet: „Da viele von euch sich der Straßenarbeit entzogen, indem sie bis zum Mittag ins Bes hamidrasch zum Gottesdienst gingen und dies als Hinderungsgrund angaben, so ordnet der Ortskommandant an, daß der Gottesdienst im Bes hamidrasch um 8 Uhr beendet sein muß, der Abendgottesdienst vor 6 Uhr nicht beginnen darf, außer am Freitag Abend, wo er um 4 Uhr an-

fangen darf.“ — Nun gab es kein Entweichen mehr, denn aus der Stadt konnte ja auch nur der hinaus, der einen gestempelten Passierschein hatte.

Fast jedes Judenhaus ist ein Teehaus geworden, in dem Tee, sehr guter, für zehn Pfennig per Glas ausgeschenkt wird. Frauen oder Kinder stehen vor der Tür und laden freundlichst ein; so folgte ich auch der Aufforderung eines lieblichen Mädchens und fand in ihrem Haus einen ganz angeregten Abend. Es interessierte mich, von dem Vater Näheres über die Verhältnisse der Juden zu hören, und ich konnte auch manches erfahren. Wie in Posen früher, so war auch natürlich in Polen der ganze Handel in jüdischen Händen, das hat im letzten Jahr aufgehört, gestützt durch das Geld polnischer Magnaten, Sparkassen und Vereine fängt wie bei uns der Pole immer mehr an, sich auf eigene Füße zu stellen, und so gibt es jetzt auch schon Genossenschaften, die dem Bauern alles abkaufen, ihn durch Geld finanzieren und so vielfach den Juden ausschalten. Auch in anderen Branchen tun sich Geschäfte auf und tun den Juden Abbruch. Der Jude in Deutschland hat dank seiner Freizügigkeit doch eher die Möglichkeit, sich anderswo eine neue Existenz zu gründen. Hier in Polen, wo die Armut und Überfüllung überall die gleiche ist, ist das viel schwieriger, und so tritt eben langsam eine noch größere Verarmung ein. Sehr gute Geschäfte machten in

Koniecpol natürlich die Lebensmittelhandlungen, sie wurden bei dem starken Durchgangsverkehr von Militär ihre Waren spielend los zu hohen Preisen: Zucker, gestoßen 50, Würfel 60, Lichter 1,20, Petroleum 50; dabei ist zu beachten, daß ein russisches Pfund und Zentner nur etwas mehr als deutsche dreiviertel Pfund, resp. Zentner sind. Sehr zu leiden haben natürlich unter dem Krieg die Handwerker: die Schneider, Schuster usw., auch die Manufakturisten. Das ist der Unterschied gegenüber Deutschland, dort ist die ärmere Bevölkerung infolge der staatlichen Unterstützung und der heimgesandten Löhnung kaufkräftiger geworden, hier in Polen ist das Land zerstört, der Bauer verarmt, der Soldat bekommt eine ganz minimale Löhnung, bei der er nichts erübrigen kann. Diesen Ausfall suchen sehr viele durch Tee-, Semmel-, Kuchen- und Zigarettenverkauf wettzumachen, Leute, die sonst gar nichts damit zu tun haben; der Handel geht aber nicht schlecht.

Die Festsetzung einer einmaligen Steuer geschieht alljährlich durch einen Regierungskommissar, der kommt in den Laden, sieht sich hier um und bestimmt danach die Höhe. Manches Vorratslager soll in solchen Tagen merkwürdig klein geworden sein. Wie bei allem soll auch hierbei der Rubel eine große Rolle spielen.

Die Schulverhältnisse liegen sehr danieder, die meisten Kinder gehen in den Cheder und

lernen dort, was zu ihrer jüdischen Ausbildung gehört. Leider ist der Rabbiner, ein kränklicher, älterer Herr, nicht mehr sehr fähig, an der Erziehung der Jugend mitzuarbeiten. Widersprechend war, was ich über die Erlaubnis zum Besuch höherer Schulen hörte; sehr weit scheint es damit noch nicht her zu sein, allerdings auch das Verlangen danach und nach höherer Bildung und Kultur scheint noch nicht übermäßig groß zu sein. Auf meine Frage z. B., warum die meisten die Zizis unter der Weste heraushängend tragen, warum sie alle noch den langen Rock, die typische Judenkappe tragen, ob sie dazu gezwungen seien, bekam ich die Antwort: Der Vater macht's so und der Großvater auch, also bleiben wir auch dabei. Der Tag der Befreiung vom russischen Joch würde dabei wohl viel ändern.

Bevor ich aber die Juden verlasse, muß ich noch einer frohen Beobachtung gedenken. In Schul sah ich während des Betens zwei junge Leute eifrig über die Gemoroh vertieft; ich freute mich herzlich. Beim Mittagbrot traf ich ein junges Mädchen. Auf meine Frage, wer ihr Verlobter sei, antwortete sie mir voller Stolz: ein Gemorohjüngel. Und wovon wollt ihr leben? fragte ich sie. Ja, er hat noch ein gutes Geschäft. Diese Antwort freute mich noch mehr. Solange dieses Volk noch junge Männer in seiner Mitte hat, die

neben ihrem Beruf das Thorastudium nicht verfäumen, solange seine Töchter voll Stolz auf diese Männer zeigen, so lange wird auch der gute religiöse Kern dem Volk erhalten bleiben, der unter manchen Schlacken in reichem Maß vorhanden ist. Möge der Tag der Befreiung recht bald für dieses arme Volk kommen, möge der helle Tag ein religiös widerstandsfähiges Volk finden.

Und nun muß ich zum Schluß kommen. Wie ich zu meiner Post kam, wißt Ihr. Der Rückweg führte mich an einer großen Reihe Verwundeter vorbei, und ich hörte von ihnen bereits, daß auch unser Regiment am Gefecht beteiligt war. Ich kam mir beinahe pflichtvergeffen vor, hier angenehme Tage zu verleben, während die Kameraden im Kugelregen sich befinden. Am Freitag mittag, am Neujahrstag, kam ich hier in Kraszuszin an — ich hatte unterwegs mir sagen lassen, wo das Regiment jetzt steht; ich hörte hier, das Regiment liege heute wieder im Gefecht und ich müsse hier abwarten. Inzwischen soll ich die Post hier warten lassen. Der Zahlmeister kam mir entgegen, und ich habe selten eine solche Freude gesehen, wie die, als er die große Post sah, er wäre mir vor Freude beinahe um den Hals gefallen. Unter meiner Aufsicht ging's gleich an die Verteilung der Postsendungen an die Kompagnien. Das war keine kleine Arbeit. Bei Ein-

bruch der Dunkelheit ging's dann los zur Kompagnie. Sie war im Bataillon nachts bis auf 400 m an die russische Stellung gekommen, als die Russen, kurz nachdem sie sich eingegraben hatten, sie bemerkten und stark beschossen. Als sie sich morgens früh vor der zu starken russischen Stellung zurückzogen, bekamen sie wieder starkes Feuer, bei dem ein Mann fiel, drei verwundet wurden von unserer Kompagnie. In den Schützengräben, in denen wir nun bis vierzehn Tage auf Vorposten gelegen haben, traf ich sie an und rief riesige Freude hervor.

Nun aber genug, seid herzlichst begrüßt

Euer treuer Max.

EIN ÜBERFALL.

Souain, den 22. 12. 1914.

Gott sei Dank, ich lebe noch und bin unverletzt, während viele, viele von meinen Leuten, überhaupt alle, die in meiner Nachbarschaft während des gestrigen Angriffs der Fanzosen tot oder verwundet sind. Also noch einmal, 1. Manie, damit Du Dich nicht beunruhigst, es fehlt mir nicht das geringste, und ich bin nach wie vor im Schützengraben. Die Geschichte ist eigentlich zu furchtbar, um sie zu schildern, aber wie ich durch Gottes

Fügung allein mit dem Leben und ohne Schaden zu nehmen davonkam, ich kann es heute noch nicht begreifen. — Es war morgens um 10 Uhr, und die Kompagnie wurde gelöhnt. Ich nahm das Geld wie immer an, das die Leute nach Hause schicken, als auf einmal uns die Franzosen mit furchtbarem Geschütz- und Gewehrfeuer überfielen. Ich saufe zurück durch den Graben an meine Deckung, schnalle um, hole mein Gewehr und pflanze das Seitengewehr auf. Aber nicht lange konnten wir da bleiben, wo wir uns hingekauert hatten, sondern sprangen mehr nach links, da wir dort mehr Deckung hatten. Zehn Minuten später mußten wir wieder nach rechts in unsere vorherige Stellung, um auf die Franzosen, die vorgingen, zu feuern. Im selben Augenblick kam auch ein Hagel von Granaten und Schrapnells auf uns nieder. Ich wurde durch den Luftdruck zu Boden gerissen und von der nachstürzenden Erde begraben, so daß ich nur noch mit dem Kopf herausah. Hände, Arme, alles war mit eingeklemmt, und in dieser furchtbaren Lage habe ich eine Stunde ausgehalten, während dauernd noch die Geschütze dicht bei mir einschlugen und manchen verwundeten. Leute, die zwischendurch kamen und mich ausgraben wollten, habe ich angebrüllt, daß sie sich wegsehen sollten, um sich selbst in Sicherheit zu bringen. Unbegreiflich ist es mir und allen hier,

daß ich so mit dem Leben davonkam. Ich hatte vollständig abgeschlossen und wartete auf das Ende. Als man mich später ausgrub, befühlte und betastete ich mich überall, aber es ist gut gegangen, nur von meiner Brille, die ich in der Tasche trug, ist ein Glas zerbrochen und mein Kneifer stark verbogen. Aber wie sah es um mich herum aus! Ich kann den Anblick nie vergessen und allgemein wird gesagt, daß dies der schlimmste Tag gewesen ist, den das Regiment seit Anfang des Krieges gehabt hatte. Nun zur Hauptsache. Leider ist unter den vielen, die gefallen sind, auch ein Jude, der mit zu meiner Gruppe gehörte. Er heißt L. L. und ist der Sohn der Witwe B, L. dort, die auch vier oder fünf Söhne im Felde stehen hat, von denen einer, der anfangs vermißt wurde, verwundet in französische Gefangenschaft geriet. Es ist für mich eine sehr heikle Sache, der Frau dies per Brief mitzuteilen und ich bitte Dich, 1. Manie, Herrn Dr. C. mit dieser Mission zu betrauen. Sicher ist Herr Dr. C. bereit, der Frau Mitteilung zu machen, ich danke Herrn Dr. C. herzlichst dafür. L. war unter seinen Kameraden sehr beliebt. Er war schon einmal verwundet. Zum Glück war er gleich tot, hat also keine Schmerzen gehabt. Diese Nacht haben wir sie alle begraben. Mit Ausnahme von L., der sein Grab für sich hat, liegen sie alle in einem Massengrab. Es sind im ganzen 10 Mann

von unserer Kompagnie. Ich mache nachher, sobald mit dem Brief zu Ende, einen Mogen Dovid aus Holz für das Grab und gehe außerdem morgen früh beim Morgengrauen zum Gottesdienst nach Somme-Py und bitte Rabbiner Dr. Levi eine Ansprache zu halten. Teilt dies alles der Frau zum Trost mit. Aber bitte nicht sagen, daß ein Sohn in Gefangenschaft ist, da ich nicht weiß, ob es der Frau schon bekannt ist. Auch muß die Mitteilung am selben Tag, an dem dieser Brief eintrifft, erfolgen, da sonst die Briefe mit dem Vermerk „gefallen“ zurückkommen. Seine Briefschaften, Uhr mit Kette, 5,20 Mk. habe ich ihm abgenommen und werden übermorgen abgeschickt. Pakete, die noch ankommen, verteile ich an bedürftige Leute. — Es war eine furchtbare Arbeit, das Fortschleppen der Verwundeten und das Verbinden. Zwei Franzosen haben wir abends auch noch hereingeholt und verbunden, ein armer Teufel von 35 Jahren mit vier Kindern war dabei. Den 21. Dezember kann ich rot anstreichen in meinem Kalender und ich kann Gott nicht genug danken für meine wunderbare Rettung.

außerordentlich sorgst um „Jisroels“ Seele. — Ich war gar nicht in Rußland. Meine Reise ging über Rzeszow, Glogow, Ropcze, Dębica, Pilzno, Czarna, Tarnow, Radomyśl, Mielec, Majdan, Bojanow und Nisko. In Nisko hat man mir schon mein Teil gegeben, ich habe nämlich bei einem Sturm ein anständiges Schrapnell abbekommen; Lungenchuß, proßt Mahlzeit. Da war's aus mit meinem Heldentum. Aber man weiß ja, noch ist „Jisroel“ nicht verloren. Nach zwei Stunden bewußtlosen Daliegens wollte ich mal sehen, ob ich noch lebe und bin langsam zu einer Tragbahre gekrochen, auf der man mich zum Verbandplatz gebracht hat. Dann bin ich zwölf Tage in Tarnobrzeg gelegen und schließlich hierhergekommen. Hier haben sie nun überlegt: ein bloßer Lungenchuß ist zu wenig, — hat man mich dazu noch operiert. Aber auch das war G. f. D. nicht so schlimm. Es geht mir gottlob ganz gut. Es heilt schon zu. Ich habe jetzt nur noch eine Röhre drin, anstatt wie zuerst zwei.

Von meiner lieben Frau weiß ich bis jetzt nichts. Von Chaim Berisch habe ich erst heute einen Brief erhalten. Ich danke Dir recht schön für Deine Zeilen, denn das ist hier mein einziges Vergnügen. Dein Jisroel Jaakauw.

Grüße Deinen verehrten Vater und seine Angehörigen alle zusammen und jeden besonders.

„RACHE FÜR KISCHINEW.“

Brief des Infanteristen in der österreichisch-ungarischen Armee Chajim Ohrgut. Das jiddische Original ist mit hebräischen Buchstaben geschrieben. Der Transkription liegt die galizische Aussprache zugrund.

Burchhaschem b'machne hazowu dalet marcheschen tar ajin hei¹⁾).

J'didi chawiwi k'naffchi²⁾ Leib'schl!

Jo Brieder, ch'leb tchias hameissim³⁾ ofgestannen, 6 Misleß⁴⁾ gelegen innem finsternen nassen Keiwer⁵⁾, haint werd es Schützengraben geriefen, in bin widder megilgel⁶⁾ geworen bein hadajim⁷⁾, ober mein nicht, as ich schmies eppes dochmes⁸⁾, s'is heint nicht die Zeit davin. Vor'gen Donnerstichig bin ich arein in Schützengraben, hob gelantz in geschossen, geschossen in frisch gelantz, a bissel geraftet in widder poj⁹⁾, schajns¹⁰⁾ hob ich noch gehatt, wus ich hob bei mir in Bisem getruagen das Fläschele Cognak, wus die host mir far etliche Wo-

¹⁾ Gott sei gelobt, im Kriegslager, den 4. Marchenschwan des Jahres 5675 (d. h. nach Erschaffung der Welt). ²⁾ Mein herzensteuerer Freund. ³⁾ Auferstehung vom Tode. ⁴⁾ sechs-mal vierundzwanzig Stunden. ⁵⁾ Grab. ⁶⁾ verwandelt. ⁷⁾ zu den Lebenden. ⁸⁾ ich mache geistreiche Scherze. ⁹⁾ los!
¹⁰⁾ noch günstig, daß.

chen geschickt. Ch'hob mir gekennt a bissel den Giemen benetzen in mit neiem Mut die Awoide¹¹⁾ tien.

Jo, gitter Brieder, ich leb, main inssanne toikew¹²⁾ hot mir far dus mul noch zim gitten ungeschrieben, ober doch is mir dus Harz of Sticker zerrissen, here aus a Geschichte a rihrende, überhaupt far dir: far 2 Wochen hobben mir gehatt Sturmangriff, in neben mir is demmelt gestannen a schwarz cheinediger¹³⁾ Sellner¹⁴⁾, ausgefehn a Ungar, wus is mir schojn oft durch sein Ofnotieren stets, wehrend der Pausezeit, in a klein Notizbiechel, offallend gewen, s'is ober demmelt kain Zait gewen Bekanntschaft ze machen, me hot befojlen stirmisch vorzegehn, ch'hob dir schojn amul beschribben wie asoj dus ausfeht, in du her ich a Kritz mit die Zajn¹⁵⁾ vin main Schuchen¹⁶⁾ in a Brimm¹⁷⁾ zi: „Rache far Kischinew“, in¹⁸⁾ dus eidele milde Punim¹⁹⁾ hot bekimmen a Ziere²⁰⁾ vin a Bestie. — Der Sturm hot gedauert b'erech 5 Schu²¹⁾ in mir hobben den Faind vin a wichtige Stellung vertribben, die ganze Nacht hot men schojn of dem Kampffeld gerastet, ze morgens her ich wie me schmiest eppes mit Staunen in Wunderung vin a

11) Dienst. 12) ein besonders feierliches Gebet, das am Veröhnungstag gesprochen wird. 13) schwarzhaarig und dunkelhäutig. 14) Soldat. 15) Zähneknirschen. 16) Nachbar. 17) Brummen. 18) und 19) Gesicht. 20) Frage. 21) ungefähr 5 Stunden.

jidischen Kapral wus er hot beim nächtigen Sturmangriff dem Oberleitnant vin a sicheren Tojd gerettet, dus Leben vim Oberleitnant hot gehongen of a Hur²²⁾, 2 Kosaken hobn ihm mit ihre Pickes attackiert, in der jidische Kapral hot ihm durch 2 geschickte Hiebe of die Kosaken mazel²³⁾ gewen. Ich hob nuch dem Numen vin'm Kapral geforscht in erfahren, (die west staunen), as es ist „Jisrul Kremer“, geheert Jisrul Kremer bin ich in die Luft gespringen, ch'well sehen mit maine eigene Ojgen dem Kremer, vin welchen ch'hob schojn a soj viel Artikel in verschiedene Zaiting gesehn in doch persenlich nich gekennt. — Nur wie²⁴⁾ is er, wie nemmt men den Kremer? Ch'hob gefiebert far Najgierde in jugati umuzussi taamen²⁵⁾, as me siecht gefindt men. Innem Feldzelt vin'm Feldwebel is Kremer geseffen in Notierungen in sain Notizbichel gemacht, weist wus dus is gewen? ot²⁶⁾ der jinger Mann wus hot gebrietet Rache of Kischinew, mir hobben sich bald bekennt in z'is ins beide a Hochgenuß gewen²⁷⁾, ch'hob mich glicklich gefihlt a sa Benfik²⁸⁾ z'hubn. R'hot mich gefregt, was fir Perschojn²⁹⁾ di bist, ich hob ihm alles erklärt mir hobben iber wichtiges diskutierte, azint zim Iker³⁰⁾: Z'sammen fennen mir jenem Donnerstichig zim

²²⁾ Haar. ²³⁾ gerettet. ²⁴⁾ wo. ²⁵⁾ ich mühte mich ab und fand. ²⁶⁾ gerade. ²⁷⁾ ist das für uns ein Hochgenuß gewesen! ²⁸⁾ einer vom Paar, ungefähr wie Pendant. ²⁹⁾ was für ein Kerl. ³⁰⁾ jetzt zur Hauptsache.

Schützengraben arinter in gekämpft hobben mir einer neben andern, kein Wort hot Kremer wehrend dem Kampf verloren, erscht bei a Pause flegt er sich ze mir ausdrein in a Schmies angeknippt. Dem letzten Tug hot s'fajer 12 Schu³¹⁾ ununterbrochen angehalten. Mit einmul heißt es „forwärts“, der Feind hot sich z'rick gezogen, ich hob mich schnell zi Kremer imgedreht in bam Arbel mit a G'dille a Zich getin³²⁾: „Mir geihn vor“, ober a Zure³³⁾, Kremer gibt sich kein Rihr, mit der Bichs in der Hand hot er gekniet wie frieher, mit sein ernsten tiefen Blick, nur an die obigen Naseknochen s'inter der Stern is gewen a rund Kneppel arain gesetzt in a kalchiger rojter Fleck arim wie a Buk vin a lang gtrugenem Zwicker, s'Harz hot sich in mir a Worf getin, oj Kremer is tojt! in vorwärts hot es gemißt geihn, in in main Kopp is nur gewen die eine Machschuwe³⁴⁾: „Rache für Kischinew, N'kume³⁵⁾ far dem tajren Kremer“, jo ich leb, ober Kremer is tojt, s'ist schojn nach dem Kampf, me kenn rasten, ich hob main Frajnd nich mehr, ch'bin verjussimt³⁶⁾ ch'miß mich far dir vin'm Harz ubreden, obwohl ch'weiß s'wet Dich auch gitt krenken. — Der Oberleitnant hot mit Tränen gegossen, er hot ihm gefollt dus Eiserne Kreiz auf der Brist heften.

³¹⁾ Stunden. ³²⁾ am Ärmel gezupft. ³³⁾ aber o weh.
³⁴⁾ Gedanke. ³⁵⁾ Rache. ³⁶⁾ verwaist.

Hoft noch allz vin meine liebe Eltern nicht
geheert? Schraib mir oft, bist mich m'chaje³⁷⁾!
As³⁸⁾ hafchem jisburach³⁹⁾ wet mir schenken s'Le-
ben mit Gefind well Dir imjirzeh hafchem⁴⁰⁾ die
zweite Woche widder eppes schraiben, dus Beigele
Papier is s'letzte wus ch'hob in Turnister gehat.
Bleib gefind in stark

Jedidcho ojhawcho⁴¹⁾

Chajim.

KRIEGSSEDER.

Aus einem Brief des Vize-
feldwebels im Reserve-Infan-
terie-Regiment Nr. . . Felix Ro-
senblüth, Berlin.

E. bei St. Q., 2. April 1915.

. . . Als wir abends um halb neun Uhr von
Mauchy-Lagache abmarschierten, das ganze Ba-
taillon in Marschkolonne, voran die Spielleute,
am Schluß die große und kleine Bagage, dar-
unter das Efelgespann, das unsere Kompagnie
zur Vermehrung ihres Wagenbestandes requiriert
hat, da war bei Euch zu Hause Pessach, der erste
Sederabend; auf dem Marsch war es schwer, auch

³⁷⁾ erfreust mich. ³⁸⁾ wenn. ³⁹⁾ der liebe Gott. ⁴⁰⁾ so
Gott will. ⁴¹⁾ Dein Dich liebender Freund.

nur in Gedanken dabei zu verweilen, dazu war die Stimmung der Mannschaften zu ausgelassen und lustig. Als der Major uns mit der Kasperlefrage begrüßt: „Seid ihr alle da?“ und ihm ein tosendes „Ja“ entgegenschallte, waren alle Bande frommer Scheu gebrochen. Lampions wurden angezündet, auf furchtbaren, selbstgezimmerten Instrumenten ein Höllenlärm vollführt, und so glich der Marsch in der herrlichen Vollmondnacht einer Fackelpolonäse. Als wir um Mitternacht in E. angekommen waren, da feierte ich doch noch Pessach, zwar ganz allein und nur dürftig, aber so gut es eben ging. Mein Quartier war das Gegenteil von dem vorigen: ein muffiges Loch, ohne Fenster und Ofen, beleuchtet von einem mit einer lärmenden Korporalschaft erfüllten Nebenraum aus, verschönt nur durch ein gutes, sauberes Bett. Als sie nebenan alle schnarchten und auch R. sein Nachtlager in meiner Kammer bezogen hatte, holte ich mir den Wein und die Mazzoh hervor, zündete Lichter an und las die Hagadah. Das war mein erster Sederabend, zu wenig, um an und für sich etwas zu bedeuten, aber genug, um sich früherer Zeiten erinnern zu können.

Aber am nächsten Tage wurde es wirklich Pessach, und ein echtes feldmäßiges, kriegsstronges Pessachfest begann. Als ich morgens die Schreibstube betrat, sprang man mir gleich mit einem Korps-, einem Regiments- und einem Bataillons-

befehl entgegen. Es wurde einiges im Lauf des Tages wieder umgestoßen, was vorher befohlen war, aber das schöne Ende war jedenfalls, daß um halb vier Uhr Radfahrer nach allen Seiten mit einem Regimentsbefehl rasten: „Sämtliche jüdischen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften sind sofort zum Besuch des jüdischen Gottesdienstes nach St. Q. zu beurlauben. Abmarsch 4¹⁰ von der Kirche. Urlaub kann bis morgen erteilt werden.“ Du kannst Dir denken, wie ich mich gefreut habe! Um 4³⁰ fuhr ein ganzer Stabs-packwagen voll jüdischer Soldaten (auf dem Kutschersitz R. und ich) nach St. Q. Damit wir am Pessach nicht zu gehen brauchten, hatte uns das 2. Bataillon auch noch einen Wagen zur Verfügung gestellt, und wir hatten — der Krieg kennt kein Gebot — dankend angenommen. War doch sogar mittags Rabbiner Levy mit seinem Auto erschienen, um beim Regiment unseren Urlaub nach St. Q. zu erwirken! Er berief sich auf einen talmudischen Grundsatz, und ich konnte sein Verhalten gehorsamst nur gutheißen.

St. Q. ist eine richtige Stadt mit 54000 Einwohnern, äußerlich vom Krieg unberührt, mit einem völlig erhaltenen Straßenbild, mit einem „Hamburger Hof“ und „Frankfurter Hof“ — und mit Brotmarken! Eine wundervolle Stadt mit einer herrlichen, natürlich gotischen Kathedrale, sehr schönen Plätzen und den Champs Elysées, die sich überall

sehen lassen könnten. R. und ich bekamen von der Kommandantur ein sehr schönes Quartier bei Monsieur Moguet, rue de Cambrai 17, angewiesen, zwei prächtige Zimmer. Wir legten schnell ab und gingen dann in die Synagoge, ein kleines Bethaus, kleiner, aber sonst ähnlich wie unsere Synagoge ... Im ganzen waren wir etwa 80 Soldaten anwesend. Die französischen Juden scheinen die Synagoge seit ihrer Okkupation zu meiden. Es waren nur vier anwesend, darunter der Vorbeter und ein alter Weißbart, die aus Polen stammen. Sie mußten alle mitten in der Predigt gehen, denn Zivilisten dürfen nach acht Uhr die Straßen nicht betreten. Nach der Synagoge gingen wir alle zum Seder. Im Saale eines Kintopps, rue de Cambrai 16, gerade unserem Quartier gegenüber, waren lange Tafeln feierlich gedeckt, und da saßen sie alle; und Dr. Levy und ein Soldat, im Zivilberuf Chasan, lasen abwechselnd die Hagadah vor, und es gab gut und reichlich zu essen. Ich glaube, sie freuten sich alle, daß sie im Krieg ihr Judentum feiern und als Juden zusammenkommen durften, obschon ich gestehen muß, daß ich stark empfand: der Seder ist ein Familienfest. Dr. Levy sprach dabei auf zwei jüdische Krankenschwestern, die ihm zur Seite saßen, und deren Verdienste um den Seder er pries. Ein anderer sprach auf Dr. Levy. Der Chasan redete selbstgefällig und zeigte sich da=

bei als — tout comme chez nous. . . .
Auch daß der französische Chasan beleidigt war,
weil man ihn während der Feiertage ausgeschaltet
hatte, freute mich als ein Beweis für die Einheitlichkeit
des Judentums: Welcher Chasan in Israel träte jemals
freiwillig zurück?!! Aber jeder empfand dankbar, daß er
Pessach würdig hatte feiern können.

Am nächsten Tage, dem 31. März, gingen wir wieder
zur Synagoge, und ich wurde zur Thora aufgerufen,
worüber sich Vater freuen wird. Ich bekam שלישי
[Schelisch]. Und dann schwang ich mich bald auf ein
Fliegerauto, das gerade meines Weges daherfuhr,
und war schnell wieder in E. . . .

Heute nacht marschieren wir weiter, durch St. Q.
hindurch bis O., von wo wir wieder Quartiere beziehen.
Was weiter mit uns werden wird, weiß noch niemand.

Herzlichen Gruß Euch allen

Euer Felix.



ÜBERSETZUNG DER HEBRÄISCHEN AUSDRÜCKE.

- Almemmor = erhöhte Stelle
im Mittelpunkt der Syn-
agoge, von wo die Thora
verlesen wird
- aufeh Scholaum bimraumow
hu jaafeh Scholaum = der
Frieden macht in seinen
Höhen, der wird Frieden
machen
- Awelim pl. v. Owel = der
Leidtragende
- Baal Milchomo = Krieger,
Soldat
- bekowet = ehrbar, gemüthlich
- benschen v. lat. benedicere =
benedeien, segnen
- Bes hachajim = Stätte des
Lebens, Friedhof
- Bes hamidraſch = Lehr- und
Bethaus
- besimchoh ſchel Mizwoh =
aus Freude an der Pflicht-
erfüllung
- Besomim = Gewürze, Ge-
ruchsſpezereien
- boruch Haſchem = Gott ſei
Dank
- Brochus = Segensſprüche
- Chaloh = Priesterabgabe vom
Teig. Das Entfernen und
Verbrennen eines kleinen
Stückchens von jedem Teig
iſt heute noch Brauch, um
das frühere Gebot nicht in
Vergessenheit geraten zu
laſſen
- Chamiſchoh offor = der fünf-
zehnte des Monats Sche-
wat, auch Neujahrstag der
Bäume genannt, weil von
dieser Zeit an (in Palästina)
die Natur ſich wieder zu
verjüngen beginnt
- Chanukah = Feſt der Tempel-
weihe, zur Erinnerung an
die Heldentaten der Mak-
kabäer und die Einweihung
des Tempels in Jeruſalem
- Chafan = Vorbeter
- Chaulhamoed = Zwischen-
feiertag des Paſſah- und
Laubhüttenfeſtes
- Cheder = Kinderschule
- Dajan = Richter, Gehilfe
des Rabbiners
- dawnen = beten
- Erew = Abend, in Verbindung
mit dem Namen von Feier-
tagen — deren Rüſttag
- Erez Israel (Jisroel) =
Palästina
- Gemoroh = Talmud
- Hagadah = Erzählung vom
Auszug aus Ägypten
- Hakodaſch boruch hu = der
Ewige, gelobt ſei er
- Haſchem jisborach = Gott ſei
geprieſen
- Haufchanoh rabbo = der
letzte Tag des Laubhütten-
feſtes, ſo benannt nach den
Gebeten „Hilf doch“
- Hawdoloh = Gebet beim
Scheiden des Sabbath und
der Feiertage
- Hedad = ein Jubelruf
- Jaum Kippur = Verſöhnungs-
tag
- Jaumtauw = Feſttag
- jaumtowdick = feſtdglichen

Jehudim pl. v. Jehudi = der
 Jude
 Jeschiwah = talmudische
 Hochschule
 j'hi rozaun = „Es sei dein
 Wille“, Anfang vieler Ge-
 bete
 Jire = Ehrfurcht, Andacht
 Kaddisch = Gebet für Leid-
 tragende
 Kaschrus = ritueller Cha-
 rakter der Speisen
 Kaurimfallen = das Nieder-
 knien vor Gott am Ver-
 söhnungstag
 kesswo wechassimo tauwo =
 Glückwunschformel zum
 Neuen Jahr
 Kiddusch umauzi = Segens-
 sprüche über Wein und
 Brot, zu Beginn des Sab-
 bath und der Festtage
 Kol Nidre = Vorabend des
 Versöhnungstages, so be-
 nannt nach einem Gebet,
 das zu Beginn der syn-
 agogalen Feier gesprochen
 wird
 koscher = rein, rituell
 lecho Daudi = „Komm, mein
 Freund“, Begrüßungslied
 des Sabbath
 lechu nerannenu = „Laßt uns
 singen“, Hymnus am Ein-
 gang des Sabbath
 lekowet = zu Ehren
 Lew = Herz, Gemüt
 Lewajoh = Leichenzug
 Luach = Kalender
 Maariv = Westen, Abend-
 gebet
 Machsorim pl. v. Machsor =
 Gebetbuch für die Feier-
 tage
 Makkabim = Makkabäer
 Maskir Neschomaus = See-
 lenfeier

Massel = Glück
 Mauzoe Schabbos kaudesch =
 Sabbathausgang
 Mazzoh = ungesäuertes Brot
 Menuchoh = Ruhe
 mesummon benschen = ge-
 meinsam das Tischgebet
 verrichten
 mi komaudo = „Wer ist
 dir gleich“
 Mikwah = rituelles Tauch-
 bad
 Minchah = Nachmittagsgebet
 Minjan = Gemeinde von zehn
 Mann, ohne die kein Gottes-
 dienst stattfinden darf
 Misrach = Osten; dem Osten
 (Palästina) zugekehrt, ver-
 richtet der Jude sein Gebet
 Mizwaus pl. v. Mizwoh =
 religiöses Gebot
 Moaus zur jeschuosi = Anfang
 des Chanukahliedes
 Mussaf = Mittagsgebet
 Neder = Gelübde
 Nēila = Schlussgebete des
 Versöhnungstages
 neworech Elaukenu = „Laßt
 uns preisen unsern Gott“
 oren, v. lat. orare = beten
 Owinu Malkenu = „Unser
 Vater, unser König“, Anfang
 des Sündenbekenntnisses,
 das in den zehn Bußtagen
 täglich zweimal gesprochen
 wird
 Pessach = Passah
 Rausch Chaudesch = Neu-
 mond, erster Tag des Mo-
 nats nach dem hebräischen
 Kalender
 Rauschhaschonoh = Neujahr
 Schabbos = Sabbath
 Schacharis = Morgengebet
 Schalom (Scholaum) = Frie-
 de, jüdischer Gruß
 Schaß = Talmud

Schelisch = der Dritte, beim Aufruf zur Thora
 Schema Jisroel = „Höre Israel“, Anfang des jüdischen Glaubensbekenntnisses
 Schemaunoh esreh = Gebet der 18 Segenssprüche
 Scheminiazeres = Schlußfest des Laubhüttenfestes
 sheosoh li Nes = „Der mir ein Wunder getan hat“, Segensspruch nach Errettung aus einer Gefahr
 Schir hamalaus = Anfangsworte eines an Sabbath und Festtagen gesungenen Psalms
 Schiroh = Loblied am Roten Meer
 schnodern = eine Spende versprechen beim Thoraaufruf
 Schofar = Widderhorn; wird am Neujahrsfest und Versöhnungstag beim Gottesdienst geblasen
 Scholaum alechem = „Friede sei mit euch“, jüdischer Gruß
 Schul = Ausdruck für Synagoge
 Seder = die beiden ersten Abende des Passahfestes, an denen im Familienkreis die Erzählung vom Auszug aus Ägypten vorgetragen wird
 Sefer Thora = Thorarolle mit den fünf Büchern Mosis
 Seformim pl. v. Sefer = Buch, Thorarolle
 Selichaus = Bußgebete, die vor Sonnenaufgang in der Synagoge verrichtet werden
 Semiraus = Gesänge, vornehmlich die am Freitagabend

Sidurim pl. v. Sidur = Gebetbuch
 Simchasthora = Fest der Gesetzesfreude
 Simchoh = Freude
 Sukkaus = Laubhüttenfest
 Tadjlich = Sühnegebet, das am Nachmittag des ersten Neujahrstages an einem fließenden Gewässer verrichtet wird
 Tallefim, pl. v. Tallis = Gebetmantel
 Tatscher = Sabbathbrot
 Tefillin = Gebetriemen
 Tefilloh (Tefillas), pl. Tefillaus = Gebet, Gebetbuch
 Thora = Lehre, der ganze Komplex der jüdischen Religionslehre
 Trefo = verbotene Speisen
 Unfsanne taukef = Anfang eines heiligen Gebetes am Versöhnungstag („Wir wollen preisen die Stärke des Tages“)
 Vidui = Sündenbekenntnis
 wetaharu es Mikdauschecho wehidliku Neraus lehaudaus ulhallel leschimcho hagodaul = „sie (die Makabäer) reinigten Dein Heiligtum und zündeten Lichter an, um Dir zu danken und Deinen großen Namen zu preisen“
 Zaum Gedaljoh = Fasttag Gedaljahs, zum Andenken an die Ermordung des jüdischen Statthalters von Jerusalem
 Zedokoh tazil mimowes = Wohltun errettet vom Tod
 Zizis = Schaufäden, s. IV. Buch Mosis, 15, 37 ff.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Abschied	1
Die doppelte Pflicht	2
Soldatenbewirtung in Galizien	3
Die Feuertaufe	6
Ein Fahnen Schwur	8
Rekrutenleben.	11
Der Pope als Verräter	14
Ein entschlossener Zugführer	17
Begegnung	20
„Freiwillige vor!“	22
Gerettete Munitionswagen	25
Verleihung des Eisernen Kreuzes am Neujahrstag	28
Liebesgaben.	29
Stammesgenossen	32
Jüdisches Familienleben in Feindesland	35
Rauschhaschonoh in der Schlacht.	37
In einer jüdischen Stadt	40
Aus Serbien	42
„Do is er, der Jid . . .“	46
Gesetzestreue im Feld	49
Bestattung eines jüdischen Kameraden in Bosnien	58
Metz in Kriegszeiten	59
Rauschhaschonoh im Kanonendonner	64
Kol Nidre vor Antwerpen	66
Von der Kirche zum Schützengraben. — „Hé camarade, voilà Bum Bum“	67
Jüdischer Gottesdienst mit Regimentsmusik	73
In englischer Kriegsgefangenschaft	75
Ein verfrühtes Versöhnungsfest	77
Sukkaus in der Front.	79

Ein Schabbosgruß	80
Aufgaben des jüdischen Feldgeistlichen	82
Das einende Band	88
Das religiöse Rückgrat	91
Mißhandlung der Juden im russischen Heer.	92
Sohnesliebe.	94
Das Eiserne Kreuz erster Klasse	96
„Mensch sein“	99
Jüdisches Leben in einer kleinen Garnison	102
„So ein bißchen Französisch . . .“	106
Auf Feldwache an der Grenze	110
Ein junger Rabbiner — Ritter des Eisernen Kreuzes .	114
Der koschere Gänsebraten	115
Der Verbandplatz im Granatfeuer	117
Die Weltliteratur im Jargon	119
Die Mikwah als Badeanstalt für Soldaten	122
Makkabäerblut	124
Judas Kampf	125
„Jire“	128
Vorbereitungen zur Chanukahfeier.	131
Der Kaiser an der Front	132
Eine gemütliche Erdwohnung	138
Wofür wir kämpfen	143
C'est la guerre	144
Das erste Lichtchen.	147
Chanukah im Feld und in der Heimat	149
Sabbath in Polen	151
An der Front	158
Gerüstet	159
Stimmungsbilder aus Polen	161
Ein Überfall	171
Ein „anständiges“ Schrapnell	175
„Rache für Kischinew“.	177
Kriegsfeder.	181
Übersetzung der hebräischen Ausdrücke	186







University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
305 De Neve Drive - Parking Lot 17 • Box 951388
LOS ANGELES, CALIFORNIA 90095-1388

Return this material to the library from which it was borrowed.

--	--

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A 000 036 446 3

Unive
So
L